



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Eiserne Zeit

Bömers, Karl

Detmold, 1889

Gesühnte Schuld. Eine alte Stadtgeschichte.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12591

Befühnte Schuld.

Eine alte Stadtgeschichte.



Verzeichnis der
Bücher der
Bibliothek



I.

Anno 1633, am Morgen des ersten Ostertages, war es, als diese Geschichte begann.

Voll und freudig klangen die Osterglocken von dem Turme der St. Martinikirche zu Stadthagen und es war, als ob das Jahr mit den frühen Ostern auch den Frühling gezeitigt hätte; rings in Wald und Feld war der Schnee längst zergangen und unter dem Strahle der fröhlichen Oster Sonne sproßte und keimte Blume und Blatt einer lichtfreudigen Auferstehung und Entfaltung entgegen. Daran, daß Schneefall und Sturm den lachenden Märzsonnenschein verdunkeln, daß der schlimme Raufrost der kurzen Herrlichkeit bald wieder ein Ende machen werde, daran dachten die Blumen und Blätter so wenig, wie kurz zuvor die Menschen daran gedacht hatten, daß ihre Hoffnungen auf Frieden nach langer Kriegszeit unter der Hand von Fürsten, Bischöfen und eifernden Staatskanzlern wie die Seifenblasen zergehen würden. Es war dasselbe Spiel in diesem Jahre, wie in den Vorjahren; wenn in der eisigen Winterzeit die Kriegsfurie fast ermattet still lag und abließ vom blutigen Vernichtungswerke, dann atmeten die Menschen auf von der erdrückenden Sorge,

dann glaubten sie an den Frieden, welchen sie sehnlicher wünschten, als alles Andere; sie machten sich neue Kleider und sangen neue Weisen, und wer alsdann dem Bürger und Bauern, der wieder vertrauensvoll die Saat in die Furche warf, gesagt hätte, daß der Krieg nochmal so lange währen werde, wie er bereits gedauert, den würde man für einen Schwarzseher und heiseren Unglücksraben erklärt und man würde ihn verlacht oder gesteinigt haben, wie man so manchen Propheten verlacht oder gesteinigt hat. Kam dann der Frühling und brachte die erstarrten Naturkräfte in neue Bewegung, so gerieten auch die Streitkräfte der feindlichen Parteien aufs neue ins Rollen, die Heeresmassen wälzten sich hin und her, drängten, schoben und zerrieben einander, und unter dem eisernen Tritte der Landsknechte und dem Hufgestampf der Rosse starb, was da keimte und blühte, die Saaten und die Hoffnungen der Menschen.

So war es seit funfzehn Jahren fast überall im lieben deutschen Reiche, so war es auch in der, ihrer Lage und ihrer Natur nach, von dem Schöpfer aller Dinge so ungemein lustig und herrlich eingerichteten Graffschaft Schaumburg. Auch hier drängten und schoben sich die feindlichen Streitmassen seit Jahren; nach den Kaiserlich Siguistischen Heeren kamen die Schweden, nach Tilly kam der Herzog Christian von Braunschweig. Und die einmal da waren, hatten es nicht so sehr eilig mit dem Davonziehen, ein Keil mußte den andern treiben, denn bei der allgemeinen Verheerung nahm man es für ein gutes Glück, wenn man in einen gesegneten Strich Landes gelangt war, wo die Kan- zionirung noch eine lohnende Arbeit.

Ostern 1633 lagen die Schweden unter dem Feld- marschall von Kniephausen im schaumburgischen Lande. Einige Tage zuvor waren sie auch in die uralte, feste

Stadt Stadthagen eingezogen, und es war ein buntes Bild, welches auf dem Marktplatze der Stadt die Osterpersonne beschien. In langen Reihen angepflöck standen die Pferde neu Zugezogener, zwischen den Pferden aber ging das Kriegsvolk seinen mannigfachen, lärmenden Beschäftigungen nach. Hier wurde an Tischen und aufgestülpten Fässern gezecht und gewürfelt, dort standen Landsknechte in heftiger Zwiesprache mit den Bürgern der Stadt in Gruppen bei einander, Obrister und Lieutenants suchten mit lauter Stimme den Lärm zu übertönen und die Regimentsquartiermeister hatten ein schwieriges Amt, Ordnung in die zerfahrene Menge zu bringen. Nicht mehr wie einst, wie noch vor Jahresfrist, war die schwedische Armada das Muster eines streng geschulten und in Zucht gehaltenen Heeres; vollends nach dem Tode des glorreichen Königs Gustav Adolf war der alte Ruhm von dem Heere gewichen. Zahlreiche Truppenteile anderer Nationen waren zu den Schweden gestoßen und der deutsche Landsknecht hatte seinen trotzigen Sinn, seinen hochfahrenden, verwegenen Prahlgeist den schwedischen Regimentern bereits mitgeteilt. Und doch war der deutsche Landsknecht nicht das schlechteste Element unter den Schweden, seine strenge Zucht im Dienste paßte den Fremden, aber das freche Gesindel anderer Nationalität, das sich an die ruhmreichen Heerhaufen allmählich angesetzt, drohte den sittlichen Geist der Kerntruppen zu zersetzen und machte auch die Schweden in gleichem Maße wie die anderen Heere zu einer Plage für den Bürger und Bauern. Bunt genug sah das Volk denn auch aus; Schlißwämmser von den grellsten Farben, breite Spitzen- und Bortengewebe von der kunstvollsten Arbeit, Schlapphüte mit dem kostbarsten Federschmuck, Sammet und Schillerseide trug die Soldateska als gute Beute aus den Läden der reichen Kaufherren, und der Schwede kümmernte

sich ebensowenig wie der „Schweizer“ und der „fromme Landsknecht“ um die Predigt, womit der brandenburgische Pastor Andreas Muskulus über den „pludrichten, zucht- und ehrverwegenen Hosenteufel,“ d. i. die „Bluderhosenmode,“ geeifert.

Wenige Bürgerleute hatten sich auf dem Marktplatze eingefunden, diejenigen, welche ein gläubiges Herz in schwerer Kriegszeit sich gewahrt und die ein heilsames Ende des Krieges von Gott erhofften, diejenigen auch, und es waren ihrer sehr viele, denen der Krieg Verwandte und Freunde genommen, hatten die Osterglocken zur Andacht in die Kirche gerufen, diejenigen aber, denen der fromme Sinn im wählenden Kriege abhanden gekommen, saßen vergrämt und verbittert in ihren Häusern, es gelüstete sie nicht, ein längst gewohntes Schauspiel zu sehen, dessen Anblick ihnen nur Aergerniß und Kummer erregte.

Einem aber blieb es nicht erspart, das Gewühl des Marktes immer und immer wieder mit wehmütigem, scheelem Auge zu betrachten, das war der ehrsame Bürger und Gastwirt Kaspar Filthans, welcher an der Ecke des Marktes und der Obernstraße seine Herberge unterhielt. Gut war ihm freilich trotz der Kriegsnot sein Bäuchlein unter der ledernen Küperschürze gediehen, aber sorgenvoll schob er sein Sammetkäßlein auf seinem weißen Haupthaar hin und her, als er am Ostermorgen vor seiner Thür stand, und um seine herabhängenden Mundwinkel hatte ein säuerlicher Zug sich gelagert, obwohl er guten Weines bereits ein Erkleckliches genossen. Auch ihn ärgerte das fremde Kriegsvolk, welches er musterte, indeß er von Zeit zu Zeit durch das Fenster in seiner Wirtsstube blinzelte, in welcher nur ein einziger Gast bei der Weinkanne saß. Sekund aber hatte er seine Aufmerksamkeit einem Häuflein Menschen zugewandt, das vor dem kleinen Ding-Hause am Markte

sich gesammelt. Dort führte Jochen Stahlhut das große Wort, ein windiger Gefelle mit langen Gliedmaßen und mit einem so reichen Schmucke von bunten Bändern am Leibe, also daß er schier anzusehen war wie ein farbig gemalter Papierdrache mit langem Fächer-schweif. Jochen war ein Schaumburger Kind, aus Lüdersfeld gebürtig; wenig hatte es ihm daheim hinter dem Pfluge gefallen, er war vor Jahren der Trommel nachgelaufen und hatte sich von einem Roßbuben zu einem rechtschaffenen Lanzenir aufwärts geschwungen; seine Lansdleute hatten ihn vergessen, Jochen Stahlhut hielt es auch eben nicht für geraten, ihr Gedächtnis aufzufrischen, und hätte er es gethan, er hätte ihnen wenig Freude damit bereitet. Auch seine Außenseite hatte wenig Tröstliches; in Miene und Haltung lag eine maßlose Frechheit, und war in seinem Antlitz ein sonderbar Gemisch von Dummheit und Schlaubeit, Bosheit und Gutmütigkeit zu befinden; wenn er aber seine Mundwinkel zu einem freundlichen Grinsen emporzog, so zwang er auch seine ernsthaftesten Kameraden zu herzhaftem Lachen.

In überaus heiterer Stimmung putzte Jochen Stahlhut sein Lederzeug, und mit einer Tonart, die dem ganzen Menschen entsprach, sang er in den hellen Morgen eine alte Weise, die er aus Lüdersfeld mitgebracht:

Ich weiß mir drei Fohlen
In einem Stalle stehn,
Die können so leise traben,
Die muß ich haben.

In seiner Nähe striegelte ein Dragoner sein Pferd, der sang das Lied, das einst die Dithmarsen nach dem Siege über die Schleswiger gesungen:

Gott soll'n wir loben, der uns hat gesandt
Den guten Heiligen Dominicus, den wahren Heiland,

Der an seinem Tage alle unsere Land
Gnädiglich behütet mit seiner vorderen Hand,
Kyrieleyson.

Dieses Lied aber reizte den Focher Stahlhut, der ohnehin über die Maßen handelsüchtig war, und sofort sang er mit schneidender Stimme:

Sanctus Dionysius, Du bist ein heilig Mann,
In allen unsern Nöten so rufen wir Dich an!

Und als der Dragoner sich nicht um seinen Sang kümmernerte, trat er dicht an ihn heran und schrie ihm die Weise ins Ohr; als aber Jener sich unwillig zu ihm wandte, sagte Focher:

„Mag ein guter Heiliger sein, dein Dominicus, obschon ich noch nie große Thaten von ihm vernommen; ich halte aber dafür, daß mein Dionysius stärker ist und bitte dich, das Lob deines Heiligen nicht zu laut hier zu singen.“

„Behalte dein unsinniges Geschwätz für dich,“ rief Jener, „und störe nicht fleißige Männer in ihrem Tagewerke, ich singe was ich will, du Maulaffe!“

Schon fuhr Focher Stahlhut nach seinem Seitengewehr, da trat Grezinger, der Schmied, ein ehrenhafter Bürger von Stadthagen, zwischen Beide und rief:

„Schämt ihr euch nicht, als rechtschaffene Protestanten eure Heiligen zu loben und zu besingen; was soll daraus werden, wenn man im schwedischen Lager so etwas hören muß; für unseren Glauben liegt ihr zu Felde, aber eurer Gesinnung nach gehört ihr ins feindliche Lager.“

Anfangs standen die beiden Reiter verblüfft bei des Grezinger Rede, denn sie merkten wohl, daß er Recht habe, bald aber schrie Focher Stahlhut ihn an:

„Und meinst du dummer Kerl von einem Schmied, du schiefbeinigtes Stück Bürgerpack, du könntest uns ehrenwerte Kriegsmänner mit deiner Weisheit beglücken;

glaubst du, du wärst klüger als wir, du Lump? Zeig' mal das Schwert her, das du da unter dem Arme trägst, erst will ich sehen, ob du ein guter Schmied bist, nachher wollen wir über das Andere reden."

Und er riß dem Bürger das Schwert weg, trat mit seinem Schnabelschuh auf die Spitze und bog es hin und her. Das Schwert war gut, Grezinger hatte es für den Stadtcommandanten gehärtet und wollte es heute Morgen abliefern; aber Jochen Stahlhut bog so lange und heftig, bis die Spitze abbrach. Dann warf er es dem Schmied vor die Füße und zischte:

"Pfuscher! Willst hier klug reden in all' deiner Dummheit; zeig' uns lieber erst mal den Brief, auf den du ein Meister geworden!"

Mittlerweile hatte sich ein Kreis von Neugierigen um die Streitenden gesammelt; der Schmied aber fühlte sich tief in seiner Ehre verletzt, er nahm die zerbrochene Klinge auf und hielt sie in krampfiger Faust, indem er den Gegner mit wütenden Blicken maß. Der trat dicht an ihn heran, spreizte die Beine, setzte die Helleparthe, die er schnell ergriffen, mit gestrecktem Arm neben den Fuß und erwartete ruhig den Angriff; in dieser prahlenden Stellung aber versetzte ihm ein Dritter einen schallenden Backenstreich. Wütend fuhr er zur Seite und stand dem Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning gegenüber.

"Nebel!" herrschte ihn dieser an, "habe ich darum erst in Praga dein schlottrig Gebein nach allen Regeln der Kunst wieder zusammengeslickt, daß du es dir auf dem Markte dieser hochansehnlichen Stadt kannst wieder zerschlagen lassen. Ich rate dir, laß diesen ehrsamem Bürgermann in Ruhe, oder ich lasse dich einsperren, bis wir wieder abziehen. Du aber," wendete er sich an den Schmied, "geh' zu Haus und, was noch

besser ist, geh' zur Kirche, das ist feiner und löblicher, als hier in ein Wespennest zu stechen."

Mit diesen Worten ging er in die Weinstube von Caspar Filthans zurück, woher er gekommen, und von dessen Fenster aus er des Streites Ursache und Verlauf wahrgenommen. Anfangs war es still auf dem Platze, den er verlassen; bald aber hatte nach diesem unerwarteten Ausgang des Streits Jochen Stahlhut aus Lüdersfeld wieder das große Wort.

"Das ist ein Mann," sagte er zu den Umstehenden, "das ist ein Mann! Ist keine Schande, von dem eine Ohrfeige zu bekommen! Der Kerl hat den Teufel im Leibe; drei Jahre bin ich nun mit ihm zusammen bei dieser ruhmreichen Armada; er und ich und der alte Schwede Snorro Harten, den wir die Schnurre nennen, und dem sie gestern den Arm durchschossen haben, sind die besten Freunde. Ja," fuhr er fort, nachdem er einen tiefen Trunk aus seiner Feldflasche gethan, "weiß ich es doch noch wie heute, als er in Augsburg vor zwei Jahren verwundet darnieder lag. Hatten am Tage ein kleines Scharmützel mit den Kaiserlichen gehabt und er hatte einen Streiffchuß unter dem Knie davongetragen, komm' ich den Abend in unser gemeinsames Quartier, sitzt mein lieber Herr Johanning auf der Bank, raucht sein Tollkraut aus einer kleinen Pfeife, schneidet an seiner Wunde und legt sich einen Verband an. Mund und Nase hab' ich aufgesperrt vor Stammen, er aber warf mir seine Pfeife an den Kopf und sagte: Was stehst du da und sperrst das Maul auf, du dummer, guter Kerl, so eine kleine Blutentziehung schadet einem ehrlichen Manne nicht! Prosit die Mahlzeit, vierzehn Tage hat er an der breiten Wunde stille liegen müssen. Und dabei ist er oft weich wie ein Kind gegen Andere. Als ich in Praga jämmerlich zerschossen lag, besuchte er mich. Jochen, sagte er, als

er meine Wunden untersucht hatte, mit dir ist noch wenig zu machen; hast du noch Jemanden auf der Welt, der sich vielleicht noch mal über dich freuen könnte, hast du zum Beispiel noch eine Mutter? Ja-wohl, sage ich und stöhne, die habe ich. Dann will ich es versuchen, sagte er, ob ich dich wieder heilen kann, um deiner Mutter willen thue ich es, denn an dir selber ist ja doch blutwenig gelegen. Und er hat sich meiner angenommen, wie es wohl kaum einer auf der weiten Gotteswelt gethan hätte, ich bin wieder heil und gesund auf die Beine gestellt, und heute Nachmittag reite ich aus und besuche meine Mutter, und verhoffe, daß sie sich über mich freuen wird."

Bei diesen Worten zog Fochen seine Mundwinkel zu einem gutmütigen Grinsen empor und die Umstehenden lachten über den wunderlichen, lustigen, buntbehänderten Gesellen.

Der Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning saß wieder an dem schweren eichenen Tische als einziger Gast in der Herbergirstube des Kaspar Filthans bei der Weinkanne.

Er war ein breitschultriger Mann von gedrungenem Wuchse, sehnigen und geschmeidigen Gliedern. Bis auf die schmale weiße Halskrause und die braungelben Stulpstiefel war er ganz in Schwarz gekleidet und das reichgeschlitzte mit Seide unterlegte Wams, welches er trug, war bereits hier und da etwas abgetragen und schäbig. Der schwarze kurze Knebelbart, dichtes, kurzgeschorenes krauses Haupthaar von tiefschwarzer Farbe, welches über der schrägen Stirn scharfe Winkel bildete, dunkle Augen unter buschigen Brauen, eine leicht gebogene Nase mit weiten, beweglichen Flügeln, dabei ein wettergebräuntes Gesicht gaben ihm ein fast südländisches Aussehen. Ein harter, leidenschaftlicher Zug lag in diesem Gesichte, tiefer Ernst sprach sich in

demselben aus, und die vielen Narben, die sich auf der Stirn kreuzten, waren wenig geeignet, dem Mann das Ansehen von Jugendlichkeit zu verleihen. Und doch war Jobst Johanning erst fünfundzwanzig Jahre alt. Keinen Schmuck, keine Ketten und kein Gepränge, an denen sich die Jugend erfreut, trug er, nur einen kleinen schmalen Goldreifen an blauseidener Schnur, den er augenblicklich unter seinem Wams hervorgelangt, hielt er in der Hand, und indeß er sinnend in seinen Zinnbecher schaute, ließ er den Ring in Pendelschwingungen an dem Becher erklingen und er lauschte dem Geklimper, als ob ein tiefer, ihm lieber Sinn darin verborgen läge, und dann erhellte sich sein Gesicht und wurde ein freudiges Leuchten darin bemerkbar, das man bei der früheren Düsterteit desselben kaum für möglich gehalten hätte.

Wie lange er dies Spiel getrieben, wußte er augenscheinlich selber nicht. Als vom Martinikirchturm die Betglocken erklangen, sprang er auf, und nachdem er den Ring sorgsam wieder im Wams geborgen, trat er an das Fenster und schaute nach der Scharrenstraße, aus der die Leute beim Heimgehe aus der Kirche kommen mußten. Er musterte die Kirchgänger, die mit würdigen Schritten, das Gesangbuch in der Hand, ihren Häusern zueilten, die neben der wilden Kriegshorde, den Marktenderweibern und Schenk mädchen einhergingen, wie die Kinder des Lichts neben den Kindern der Finsternis. Er musterte Alle, als er aber längere Zeit hingesehen, als ob er einen Bekannten unter der Menge suche, fuhr ihm ein Zittern in die Glieder, so daß er sich am Fensterschlosse halten mußte, und eine fahle Blässe überzog sein Gesicht. Die Ursache dieses jähen Schrecks war ein jugendlich Paar, welches in die Niedernstraße einbog und dessen Außeres ein keineswegs Entsetzen erregendes genannt werden konnte. Es war

die schöne Wendelin von Birkhofen mit ihrem Bräutigam, dem Herrn Notarius publicus Konrad von Wölsingen, ein schönes Paar, das die Leute ehrerbietigst grüßten, wenn sie an ihm vorüber gingen. Konrad von Wölsingen war ein stattlicher Mann mit vollen, glattrasirtem Gesichte und blondem Lockenhaar, seine würdevolle Erscheinung wurde vorteilhaft gehoben durch die dunkelblaue, pelzverbräunte Schaub, die er trug, und die schlanke, blonde, blauäugige Wendelin, die in dunkeltem Sammetkleide, eine früh erblühte Rose an der Brust, am Arm ihres Bräutigams einherschritt, paßte zu diesem, wie der Pfeil zu dem Bogen.

Jobst Johanning starrte dem Paare nach, bis es seinen Augen entschwunden. Dann seufzte er tief und schwer auf.

„O weh, o weh,“ sagte er tonlos, „nicht um ein Brautpaar zu sehen bin ich hierher gekommen, und zu dieser Hochzeit habe ich keine Gabe mitgebracht. Wendelin, Wendelin, nun hat alle Freude ein Ende.“

Und er warf sich in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und der starke Mann schauerte leise zusammen und weinte. Dann aber sprang er auf, wie von einem einzigen, thatkräftigen Gedanken beherrscht; in langen Zügen trank er seinen Becher leer und begann im Zimmer hastig auf und ab zu schreiten, und während er auf und nieder ging, wurde er äußerlich ruhiger; krampfzig zogen sich seine Hände zusammen, die Narben auf der Stirn glühten und sein Auge schweifte spähend ab und an nach der Stelle, wo das Brautpaar seinem Blicke entschwunden. Es währte auch nicht sehr lange, da kam der Notarius zurück, und als er vorüberging, öffnete Jobst das Fenster und rief ihn bei Namen. Der Gerufene kam heran, „Jobst, Jobst Johanning,“ sagte er erstaunt, „wo kommst du her!“

„Komm herein,“ bat Jobst, „wenn dir diese Herberge nicht zu schlecht ist; ich habe den ganzen Morgen allein hier gefessen, kannst einem alten Schulkameraden wohl einige Zeit Gesellschaft leisten.“

Und jener trat in das Zimmer, etwas verlegen sah er aus, als er dem alten Freunde die Hand reichte, und er suchte nach dem richtigen Worte vergeblich, das er ihm sagen könnte.

„Ist lange her, daß wir uns nicht gesehen,“ begann Jobst; „drei Jahre sind herum gelaufen, seit ich von Rinteln ausrückte; es geht toll her in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, und man muß froh sein, wenn man den Kopf oben behält. Dir aber, Konrad, scheint Alles wohl gelungen zu sein, bist dem Anschein nach ein Mann in Amt und Würden, und wenn mich vorhin nicht mein scharfes Auge trügte, bist du auch ein Bräutigam geworden.“

„Bin Notarius publicus hier,“ versetzte Jener, „und habe mich vor Kurzem verlobt mit der Wendelin, die du von Rinteln her kennst, ja — die auch du früher gern hattest. Mußt es mir nicht übel deuten, Freund, daß ich die Braut heimführe, der alte Birkhofen ist seit langer Zeit schwach und elend, und gar sehr bedarf in dieser schweren Zeit eine ehrsame Jungfrau des Schutzes.“

„Immer noch der edle Menschenfreund von früher,“ lachte Jobst, „nun, ich glaube, große Ueberwindung hat dich diese Menschenfreundlichkeit und Schutznahme nicht gekostet, alter Freund; was mich aber angeht, so wünsche ich dir Glück und von Uebelnehmen kann nicht die Rede sein. Es ist Krieg, Krieg in allen Ecken, und im Kriege nimmt Jeder, was er greifen kann, unbekümmert darum, wem es gehört, ob dem Freunde oder dem Feinde.“

„Doch nun sag' mir, wie du hierher kommst, Jobst,“ unterbrach Konrad, dem ein anderes Gespräch offensichtlich lieber war, die Rede des Freundes.

„Erst wollen wir, wenn es dir recht ist, den Willkommen trinken,“ versetzte Jobst, und nachdem er eine neue Kanne vom Besten bestellt und Konrad zögernd und mehr gezwungen mit ihm angestoßen, begann er:

„Woher ich komme? Direct von Rinteln komm' ich; wir wollten Hameln entsetzen, das die Kaiserlichen belagern; waren uns aber zu stark, wir mußten erst neuen Zuzug erwarten; beim Meelhofe stießen wir mit den Gronsfeldischen Reitern hart aneinander, haben sie aus ihren Schanzen, die sie sich dort aufgerichtet, tapfer herausgeräuchert und sie geschlagen, sind darauf durch Rinteln gezogen, war mir aber nicht ganz geheuer dort, freute mich, als ich meinen Leib aus dem Neste salvieret; denn sie betrachteten mich dort noch immer mit scheelen Augen, und wer weiß, was passirt wäre, wenn ich nicht straff mit dem Schwerte bei der Schwedenfahne gegangen wäre.“

„Laß die alten Geschichten ruhen,“ sagte Konrad. „Wo warst du denn die ganzen drei Jahre, und hast du nie still gelegen von dem wilden Tanze?“

„Ach Konrad, Ruhe habe ich wenig gehabt, und ich glaube,“ setzte er langsam hinzu, „ich sehe nicht mehr aus, wie glückliche Menschen aussehen, die in Frieden ihre Tage verspinnen. Die kurzen drei Jahre haben mich alt gemacht. Hin und her bin ich gestoßen und geschoben; wie der Heerkörper sich bog, habe auch ich als Glied des Ganzen mich gebogen, einmal nur, im vorigen Winter nach der Schlacht bei Lützen, habe ich lange der Ruhe pflegen müssen.“ Er riß das Wams auf. Ueber der Brust verliefen mehrere alte Narben und eine breite, noch nicht lange ganz verharrschte

Wunde. „Ein Kroatensäbel hat mir diesen roten Streifen hier gezeichnet,“ fuhr er fort, „bis in den Januar hinein mußte ich still liegen, und beim Stillliegen kommen Einem allerhand Gedanken; mich ergriff die Sehnsucht, die Gegend hier mal wieder zu sehen, und nun ich hier bin, ist mir Alles gleichgültig geworden.“

„Was hast du da für ein Liebespfand am blauen Bande?“ fragte Konrad lächelnd. „Deine Wege scheinen doch nicht so ganz ohne Rosen gewesen zu sein.“

Hastig fuhr Jobst mit der Hand nach dem Ringe, an den er nicht gedacht, als er das Wams geöffnet. „Ein Talisman,“ sagte er ruhig, „wie ihn jeder Soldat fast trägt. Er soll schußfest machen, aber hieb- und stichfest macht er nicht, das habe ich oft erfahren. Vielleicht hat er auch seine Kräfte verloren, denn das Mädchen, das ihn mir geschenkt, ist mir längst untreu geworden. So trage ich ihn noch, mehr aus alter Gewohnheit.“

Jetzt erhob sich Konrad. „Ich muß gehen,“ entschuldigte er sich, „man wartet mit dem Essen auf mich. Wir werden uns später noch sehen,“ fügte er hinzu, „denn sobald werdet Ihr unsere Stadt doch wohl nicht verlassen?“

„In einigen Tagen,“ erwiderte Jobst, „ziehen wir fort, auf Hameln zu. Wo pflegst du des Abends deinen Wein zu trinken, Konrad?“

„In der Ratsstube auf dem Stadtkeller. Dort treffe ich Bürgermeister und Ratsverwandte, meine hochgelahrten Herren und guten Freunde, und so es dir Freude macht — er sagte dies etwas gedehnt und mit ängstlichem Blick auf den Anzug des Freundes — werde ich dich den Herren präsentiren. Jedenfalls aber darf ich verhoffen,“ setzte er verbindlicher hinzu, „dich einen Abend bei mir in meiner Behausung zu bewirten.“

„Mit deinen hochgelahrten Herren und guten Freunden bleib' mir vom Halse,“ lachte Jobst, „du weißt, ich komme mit den Herren vom Räte nicht gern zusammen. Deine Einladung aber soll mir recht sein. Also, auf Wiedersehn!“

Die Freunde reichten sich die Hände, und mit würdigen Schritten ging Konrad von Wölfsingen davon.

„Die Hände des Freundes drücken fester als diese,“ murmelte Jobst, als Jener fortgegangen; „hochmütig ist er geworden, glatt und vornehm, und er war doch mein bester Freund in Kinteln; wie kalt werden die Andern sein, wenn dieser schon so kühl geworden. Er war dabei, als ich die That vollführte, die jetzt mein Leben belastet; er hätte den Streich gethan, wäre ich ihm nicht zuvorgekommen. Nun sitzt er dem Glück im Schoße und ich bin ein Landfahrer geworden. Immer kälter und ärmer wird mein Leben, und ich glaube, es wäre besser, der Kroat bei Lützen hätte um ein Weniges fester zugehauen.“

Bald kamen zahlreiche Gäste in die Wirtsstube; Obristen, Hauptleute und Lieutenants ließen sich die Tafel decken; fröhlich umringten sie ihren Kameraden Jobst Johanning, denn sie waren gewohnt, von ihm stets mit einem guten Scherz- und Witzworte empfangen zu werden; heute aber schüttelte er bei ihrem Kommen traurig den Kopf.

„Bin nicht recht zuwege,“ sagte er, „mag auch nicht essen, und es kann sich leichtlich ereignen, daß ich ernstlicher krank werde.“

Dann setzte er sich in einen Winkel am Ofen, zog eine kleine Thonpfeife hervor, und indem er den blauen Wolken, die er aus der Pfeife zog, nachschaute, fiel er in tiefes Sinnen.

Wer war Jobst Johanning, und woher war er gekommen?

Er war eines Küsters Sohn zu Rinteln an der Weser; als er zwölf Jahre alt geworden, war sein Vater gestorben und hatte ihn mit seiner Mutter in Armut zurückgelassen; aber der Fürst Ernst, christmilden Gedächtnisses, hatte sich der Betrübten angenommen. Er hatte den Knaben, der aufgeweckten Geistes und gutartigen Gemüths war, auf dem Gymnasium Illustre und später auf der hohen Schule gehalten; Jobst war ein wilder, unbändiger Geselle gewesen, er hatte seiner Mutter und seinen Lehrern durch seine tollen Streiche manchen Kummer angethan, aber der Fürst Ernst hatte allezeit Alles wieder in Ordnung gebracht, denn er merkte, daß Gutes in dem Gesellen stak und daß er zu schlechten Streichen nicht geeigenschaftet. Jobst wollte ein rechtschaffener Medicus werden, und so fest, wie er beim Bankettiren und Schwelgen in allen Gaststüblein der lustigen Stadt Rinteln unter seinen Commilitones zechend und bramarbasirend an seinem Stuhle haftete, also fest saß er auch hinter seinen Büchern. Gut wußte er Bescheid in den Lehren des Theophrastus Paracelsus und die Schriften des Agrikola und Gefner kannte er schier auswendig, vor Allem aber hatte er dem Lehrworte des Professors Johann Peter Lotichius in Rinteln manch' eine Stunde gewidmet; so war er in den Wissenschaften merklich gefördert und es wohnte in ihm ein freier Geist bei einem frommen Sinne; seine fröhliche Zechkunst aber schrieben verständige Männer auf die Rechnung seiner Jugend.

Wenig aber gefiel der Mutter des Sohnes freie Geistesrichtung, die mit den papistischen Lehren vollständig gebrochen und die er dem Professor der Theologie Johann Gisenius dankte. Der Mutter Vater war ein heller Kopf gewesen, er war Protestant geworden, während die übrige Familie noch an der katholischen Lehre haftete. Das arme Weiblein machte sich oft

Skrupeln darüber, welcher Glaube der rechte, und es machte ihr oft lange schlaflose Nächte hindurch bittere Sorge, daß ihr geliebter Sohn so offen und fast feindselig gegen die katholischen Satzungen Partei ergriff.

So kam das Jahr 1630 heran. Im Jahre zuvor hatte der Kaiser das edictum de bonis ecclesiasticis restituendis erlassen, und nun kamen die Benedictiner-Mönche nach Rinteln, um sich in den Besitz der geistlichen Güter wieder einzusetzen. Da entstand ein großer Streit um die Habe der alma mater, die Mönche kamen mit Waffengewalt, um die Professoren aus den Rechten zu verdrängen, die ihnen mit Brief und Siegel bestätigt, und des Zwistes und Haders war kein Ende. Fest hielten die Studenten zu den Professoren, aber es war zur Zeit, wo die Kaiserlichen in der ganzen Gegend die Uebermacht hatten, wenig angebracht, sich offen aufzulehnen. Die meisten saßen bei dem Wein- und Bierzapfen und vertranken den Ingrimm, die Hörsäle waren geschlossen und einem ungebundenen Leben war freier Spielraum gewährt. So saßen eines Morgens Jobst Johanning und Konrad von Wölfingen bei dem Professor Johann Gisenius beim Frühstück in eifriger Unterredung über der Zeit jammervollen Wechsel, und Jobst hatte gerade in großer Erregtheit mit den Genossen auf glücklichere Zeiten der alma mater sein Glas geleert, als ein Benedictiner-Mönch mit einigen Söldnern in das friedliche Studirgemach eindrang und die Besoldung forderte, die der Professor in den letzten Jahren ohne Rechtsgrund, wie er sagte, bezogen. Alle ruhigen, friedlichen Gegenvorstellungen fruchteten nicht, ebenso wenig die Versicherung, daß die kärgliche Besoldung zur Bestreitung der Nothdurft des Leibes längst aufgezehrt. Als aber der Mönch den Knechten befahl, als Pfand die wenigen „lästerlichen“ Bücher des „Reher-Professors“ wegzuschleppen, schäumte Jobst auf; er riß

seinen Stoßdegen von der Seite und warf sich drohend den frechen Eindringlingen entgegen, und als dann der eine Söldner das Glas ergriff, aus dem Jobst getrunken, und dasselbe mit heiserem Lachen leerte, stach er in leidenschaftlichem Zorn den Mann nieder, den Mönch aber haute er mit der flachen Klinge dermaßen über den kahlen Scheitel, daß er bewußtlos zusammenbrach und die Uebrigen zeternd davonliefen. Nun war es für Jobst hohe Zeit geworden, Kinteln zu verlassen. Er barg sich im Walde bis zum Abend, dann ging er auf Schleichwegen in das Haus seiner Mutter, und den Abschied von der armen Frau konnte er nimmer und nimmer verwinden. Ich will dir nicht fluchen, hatte sie gesagt, aber segnen kann ich dich auch nicht, und es war doch mein bester Segen, den ich für Dich, mein liebes Kind, aufgespart. Hüte dich, mein Sohn, vor Anderem mehr, hatte sie mit den Worten des Predigers Salomonis zu ihm gesprochen, denn für dich und für mich sind die Tage gekommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, und schon gehen die Kläger umher auf den Gassen. Es war ein trauriger, herzerreißender Abschied gewesen, und die Mutter hatte Recht gehabt, die Tage hatten Jobst seither nicht gefallen. Und dann war er in den Garten bei dem Münchhausen'schen Hofe gegangen, wo der alte Birkhofer damals gewohnt, den die Herren von Münchhausen als entfernten Lehnsvetter, da er altersschwach und gichtisch geworden, zu ihrem Rentenerheber bestellt und dem sie mit seiner Enkelin, der früh verwaisten Wendelin, ein Wohnwesen auf dem Hofe hergerichtet hatten. Und auch dieser Abschied war ein schmerzhafter gewesen. Laut hatte die Wendelin geschluchzt, als sie in der Laube des einsamen Gärtleins in aller Heimlichkeit mit ihm auf der Bank gesessen, laut hatte sie geklagt, daß nun Alles vorbei sei, er hatte sie getröstet

auf bessere Zeiten und war fortgezogen zu dem schwedischen Kriegsvolke, um ein berühmter Kriegsheld zu werden oder zu sterben, und auf die eine oder die andere Weise die Schuld seines Lebens zu sühnen. Den Professor Gisenius aber hatte man nach Minden geschleppt und ihn ein Jahr dort gefangen gehalten. Mit Freuden hatten die Schweden das verlaufene Studentlein aufgenommen, und durch seine Geschicklichkeit als Medicus, durch seine tapfere Faust und durch seinen geraden, offenen Sinn war Jobst bald bekannt und beliebt im Heere geworden, dabei war er ein sittenstrenger Mann, unnachlässig gegen alle Zuchtlosigkeit und Verworfenheit, wie und wo er sie fand, hart gegen sich selbst im Ertragen von Mühe und Arbeit, milde und freundlich gegen Andere. So waren die Jahre vergangen, und Jobst hoffte noch immer, daß auch für ihn eine Zeit des Friedens kommen solle, wo er nach des Lebens Not eine beglückende Heimstätte finden werde. Als er nun vor Kurzem in die Heimat gelangt, hatte er wenig Tröstliches vernommen. Seine Mutter wohnte bei einem Vetter, einem Ratschreiber in Rinteln, welcher ein frommer Mann und der katholischen Lehre zugethan, dabei unduldsam und kaltherzig war. Dieser ängstigte die arme Frau mit den Höllestrafen, die ihren Sohn erwarteten, der seine Hand an einen geistlichen Herrn, wenn auch andern Glaubens, gelegt, und er warnte sie beständig, der Gemeinschaft mit dem Sohne zu entsagen, da es ihr nur so vielleicht gelingen könne, wenigstens einen Teil der Schuld abzutragen und sich selbst der üblen Thaten nicht theilhaftig zu machen. Und die Mutter, welcher es ohnehin wenig gefallen, daß ihr Sohn unter das Kriegsvolk gegangen, hatte sich allgemach und unter großem Herzwelch daran gewöhnt, den Sohn als einen Verlorenen zu betrachten. Auch vor dem — ehrlich erworbenen — Gelde, das

Jobst ihr oft auf heimlichen Wegen zugesandt, hatte der Vetter sie gewarnt, er hatte es an sich genommen, um Messen dafür lesen zu lassen. Den alten Birkhofer hatten die Herren von Münchhausen auf ihr Renthaus in Stadthagen versetzt, weil sie in Kinteln eine jüngere Kraft brauchten, denn in der Kriegszeit gingen die Gülden schwer ein und der schwache Mann war der großen Arbeit nicht gewachsen.

So standen die Sachen, als Jobst in Stadthagen eingezogen, und nun hatte er den schwersten Schlag empfangen, als er die Jugendgeliebte am Arme des Jugendfreundes aus der Kirche hatte kommen sehen.

Das Alles ließ Jobst zum tausend und so und so vielen Male an sich vorüberziehen, als er in dem Winkel der Wirtsstube saß. Lästig wurde ihm dabei das Lachen und Scherzen seiner lustigen, tafelnden Kameraden, die Luft in der Stube wirkte drückend und beengend auf ihn, und lieb war es ihm, als er herausgerufen wurde und ein Bote ihm meldete, der verwundete schwedische Wachtmeister Harten wünsche des Sehnlichsten, ihn zu sprechen.

Er verabschiedete sich von den zechenden Herren und ging davon.

II.

Und jezo führe ich Dich, geneigter Leser, in ein sauberes Haus an der Obernstraße zu Stadthagen. Reinlich und nett ist jeder Winkel des Hauses, blankgeputzt und gescheuert ein jeglich Gerät; aber das Feinste und Schmuckste unter dem Dache ist die Frau des Hauses, die Witwe Walte. Vor einigen Jahren war ihr Mann auf dem Walle der Stadt im Kampfe gegen Tilly'sche Soldaten gefallen, er war seines Zeichens ein Gerber, dabei ein tüchtiger Kriegsmann gewesen und ein ehrenfester, wackerer Bürger. Die bildsaubere, rundliche

Frau Walte, ihres Alters nunmehr vierzig Jahre, war seit dem Eintritt in den Witwenstand viel umworben gewesen, sie hatte aber den Witwenstuhl nicht verrückt und ehrlich und wohl Haus gehalten; und sie war nicht gesonnen, ihrem einzigen kleinen Sohne einen Stiefvater zu geben. Das Andenken an ihren ersten Mann haftete allzu fest in ihr. „Einen tapferern, besseren Mann und einen tüchtigeren Gerber wird die Sonne nicht wieder bescheinen,“ pflegte sie noch allezeit zu sagen indem sie sich mit dem Zipfel der Schürze die guten Augen wischte, und es gab Keinen, der das Gebot der Höflichkeit so weit vergessen hätte, ihr zu widersprechen.

Dieser Glaube an die einzige Tapferkeit ihres Eheherrn begann seit Kurzem in etwas erschüttert zu werden. Man hatte ihr einen Schweden zur Pflege in das Haus gebracht, der auf dem Zuge nach Stadthagen aus dem Hinterhalte einen Schuß durch den Arm erhalten, als er eben die Feldflasche zum Munde gehoben, und dieser alte Schwede war der Wachtmeister Snorro Harten, den sie die Schnurre nannten. Mitleidsvoll hatte die Frau Walte sich auf Anfrage des Quartiermeisters wohl bereit erklärt, den Verwundeten aufzunehmen, und bislang war ihr Reue über ihr mildthätiges Werk noch nicht gekommen. Man mußte den Wachtmeister Harten kennen, um das zu begreifen. Er war ein höflicher Mann von guten Manieren, und er wußte so trefflich und spannend zu erzählen von Allem, was er gesehen und erlebt, daß man des Zuhörens nicht müde wurde. Alles, was er sagte, gewann in seinem Munde Bedeutung und war auch denen verständlich, welche mit geringerem Fassungsvermögen begabt waren. In seiner noch immer fremd anklingenden Sprache berichtete er von dem schönen Schwedenlande, von der großen Stadt Stockholm und von seinem

Geburtsorte Eskilstuna in Södermanland, wo er ein Spielmann gewesen, bis er in Kriegsdienste getreten. Von dem Tage, wo er mit zweihundert Schiffen bei Elfsnaben die schwedische Küste verlassen, bis zur Landung an der Insel Rügen und bis zum Heldentode seines ruhmreichen Königs Gustavi Adolphi, spann sich der Faden der Geschichte des redseligen Alten, und wenn er sinnend sich den graufarbenen Knebelbart strich, oder mit der unverwundeten Rechten sich betuernd an die breite Brust schlug, dann war Keiner, der die Wahrheit seiner Geschichten angezweifelt hätte, mochten sie noch so haarsträubend sein. — Eine aber hörte seinen Erzählungen am liebsten zu und das war die Witwe Engel Dorothea Walte; ja, es hatte das bis dahin Unerhörte sich begeben, daß sie geäußert, einen tapferern Kriegsmann werde die Sonne wohl nicht bescheinen, als ihren Pflegling. Und dabei war er, wie gesagt, ein höflicher, artiger Mann. „O, meine liebe Frau Walte,“ pflegte er zu sagen, „wie gut seid Ihr! Mit Recht führt Ihr den Namen Engel, denn Ihr seid ein Engel von Milde und Barmherzigkeit gegen mich armen, verfahrenen Mann.“ Und wenn er die kleinste Handreichung von ihr begehrte, that er dies mit so bescheidenen, sittsamen Worten, daß sie nicht genug versichern konnte, sein Begehren verursache ihr durchaus keine Mühe.

Heute aber machte der Patient seiner Pflegerin schwere Sorge. In der Nacht hatte das Wundfieber sich eingestellt und wirre Phantasmen ängstigten den Mann. Offenbar träumte er von der Schlacht bei Rügen. Bald schrie er laute Commandoworte, bald ermunterte er mit unzusammenhängenden Lob- und Preisreden die Soldaten, als wäre er der Herr der Schlacht und als ob Alles nach seinem Willen gehen müsse. Dann wieder stöhnte er dumpf „Pappenheim

— der Teufel ist los — das schöne gelbe Regiment — und das blaue auch — Kinder, seid ihr Alle tot — schadet nicht — nur immer voran — o, Gustavi Adolphi, mein König, mein König — Johannes Schneeberg, du Hund, hast meinen König geschossen — greift die Canaille — der Kerl hat sich aus der blauen Fahne eine Pluderhose zurecht gemacht — o, du Satanszeug“ — — — Und so ging es in einem fort, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, also, daß es der Witwe Walte angst und bange ums Herz wurde, und wenn auch am Morgen der Kranke ruhiger wurde, schickte sie doch zu dem Doctor Balthasar Stockhausen, zu dem sie ein größeres Vertrauen hegte, wie zu dem Feldscheer des Regiments.

Balthasar Stockhausen kam denn auch um die Mittagszeit, er trat an das Bett und schaute durch seine großen Brillengläser den Kranken an.

Der Wachtmeister schlug die Augen auf. „Was will diese runde Blutwurst hier an meinem Lager?“ fragte er. „Mein Arzt ist der Lieutenant Jobst Johanning und einen andern habe ich nicht vonnöten.“

„Verhaltet Euch nur ganz ruhig,“ sagte Balthasar Stockhausen, „meine Kunst ist groß, ich werde Euch eine Ader schlagen, dann trinkt nur gehörig Wasser, und Latwerge will ich — — —“

Er konnte den Satz nicht vollenden; risch hob sich der Wachtmeister aus dem Bette, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Arzt beim Kragen, schleppte ihn an die Treppe und stieß ihn die Treppe hinunter, daß der Aermste davonzugelte und vielleicht Hals und Beine gebrochen hätte, wäre er nicht von Jobst Johanning aufgefangen, der eben die Treppe hinaufstieg.

„Bei dem üblen Teufel mag ein Anderer Arzt sein,“ pustete Balthasar Stockhausen und schnob von dannen.

Oben an der Treppe aber schimpfte der Wachtmeister Harten: „Aderlaß, Wassertrinken und höllische Latwerge — Pech und Schwefel über euch elende Quacksalber, wir kennen euch! Gut, daß du da bist, Jobst, ich weiß, du giebst mir ein Glas Wein und machst mich wieder heil und gesund, wie du das schon oft gethan. Nehmt nichts für ungut, liebe Frau Walte, aber solche Leute müßt ihr mir nicht auf meinen armen Leib hegen.“

Und Jobst Johanning verband den Arm, nähte und schiente ihn fest, gab dem Wachtmeister auch das begehrte Glas Wein zu trinken, nachdem er ein fieberstillendes, schlafbringendes Mittel hineingeschüttet, und der alte Harten schlürfte den Wein mit großem Behagen, dann fragte er: „Jobst, werde ich den Arm einst wieder zum Geigenspiel brauchen können?“ und als ihm Jobst das versprochen, schief er bald so ruhig ein, wie ein Kind.

Jobst aber und die Frau Walte saßen noch längere Zeit beisammen und so von ohngefähr brachte Jobst das Gespräch auf den Notarius Konrad Wölsingen und die Wendelin Birkhofer. Da hörte er denn des Lobes genug von den Beiden, fürnehmlich von der Wendelin. An dem Notarius tadelte sie nur eins, daß er ein eiteler, hoffährtiger Herr und oft etwas hart gegen den gemeinen Mann sei. Das habe sie von Hörensagen erfahren, die Leute sprächen viel, lieber Schlimmes als Gutes, und verbürgen könne sie es nicht.

„Würdet Ihr mir, verehrte Frau, wohl gestatten, hier in Eurer Behausung ein Brieflein zu schreiben?“ fragte Jobst, und nachdem die Frau Walte versichert, daß ihr das eine Ehre sein werde, auch Schreibzeug und Papier aus der Nachbarschaft herbeigeschafft, setzte sich Jobst nieder und schrieb emsig. Einen Brief richtete er an Wendelin, er bat sie, ihm vor dem

Scheiden auf immer noch eine Unterredung zu gestatten, sie möge dies thun in Erinnerung an alte, schönere Zeiten, es dränge ihn, ihr noch einmal zu begegnen und ein versöhnendes Lebewohl mit ihr zu tauschen, und möge sie ihn um die sechste Stunde des folgenden Abends in der Gartenlaube ihres Hauses erwarten. Diesen Brief siegelte er und schrieb dann einen zweiten. Dieses zweite Schriftstück aber war für ihn ein schweres Stück Arbeit; es war ein Truggewebe, bestimmt, den Notarius Wölsingen zu fangen und zu Falle zu bringen.

Lange hatte Jobst mit sich gekämpft, ehe er den Anfang der Ausführung seines Vorhabens machte; hundertmal hatte er den Plan verworfen und hundertmal hatte er ihn wieder aufgenommen. Oft war er entschlossen, den tiefen Schmerz um den Verlust seiner Jugendliebe wie ein Mann zu ertragen, er wollte Wendelin vergessen, oder, wenn er das nicht vermochte, ihrer in Ruhe und Frieden gedenken, wie man der abgeschiedenen Lieben gedenkt. Dann drängten sich ihm immer wieder Bilder auf, die seine Seele zermarteten. Er sah Konrad, wie er die Geliebte im Arme hielt, wie er ihr Worte der Liebe ins Ohr flüsterte, denen sie mit seligem Lächeln lauschte, wie er seine Lippen auf die ihrigen drückte; und dann hatte das ruhige Denken ein Ende, dann wurde es dunkle Nacht vor seinen Augen und der leidenschaftliche Zorn, der so unselig in seinem Leben gewaltet, beherrschte ihn wieder. Und jezo war er entschlossen, er wollte Konrad vernichten; was nachher kam, würde sich finden.

Dennoch sträubte sich seine Feder, als er zu schreiben begann; „Krieg, Krieg an allen Ecken und Enden. Hammer oder Ambos, Sieger oder geschlagen!“ murmelte er, und schrieb dann unbeirrt weiter. Er fertigte einen Brief, den scheinbar der kaiserliche Capitän Konrad Johann Baur, den sie den Spitalmeister oder

Krankenvogt nannten, von Rinteln aus, wo er kurz zuvor gestanden, an den Notarius Wölffingen geschrieben, und in dem verrätherische Machinationen gegen den Herzog Georg von Lüneburg, der kurz zuvor Oldendorf besetzt gehalten, geplant waren. Er gab dem Briefe eine dunkle Fassung, so daß er zu der Annahme führen mußte, es sei bereits ein weiterer Briefwechsel vorausgegangen. Diesen Brief wollte Jobst zwischen die Actenstücke schieben, die Konrad von Zeit zu Zeit dem Räte der Stadt unterbreiten mußte; fanden dann die Herren vom Räte das gleichsam aus Versehen zwischen die Acten gelangte Schreiben, so konnten die Folgen nicht zweifelhaft sein.

Jobst schauderte zurück, als er den Brief beendet; aber er tröstete sich damit, daß er den Brief ja noch in der Hand halte; auf den folgenden Abend hatte ihn Konrad zu sich geladen, und von der vorhergehenden Unterredung mit Wendelin sollte es abhängig sein, ob er den Stein auf den Gegner werfen wollte. Er steckte beide Briefe zu sich, verabschiedete sich von der Frau Walte, die am Bette des schlafenden Wachtmeisters saß, versprach ihr, er wolle ihr einen zuverlässigen Wärter senden, und suchte alsdann Jochen Stahlhut auf. Diesen fand er auch bald da, wo er ihn suchte, bei den Spielleuten und Schenkmädchen am Markt. Er rief ihn bei Seite und sagte:

„Geh' an der Kirche vorbei, links die Stadtmauer entlang, da liegt das Münchhausen'sche Renthaus. In dem Hause machst du dir irgend was zu schaffen, bis du das Fräulein dort allein triffst, dem gibst du diesen Brief. Hast du das gethan, so begiebst du dich in das Walte'sche Haus, wo der Wachtmeister Harten krank liegt; bei dem bleibst du und gibst wohl Acht auf ihn, bis ich dich gehen heiße. Dein Pferd kann indeß ein Anderer besorgen.“

Der erste Auftrag war Jochen willkommen, der letztere verdroß ihn. Ungesäumt zog er sein Pferd vor das Münchhausen'sche Renthaus, band es dort an und begab sich in die Küche des Hauses, um sich einen Eimer Wasser für sein Pferd zu erbitten, das er in der nahegelegenen Feldschmiede wolle beschlagen lassen. Die Magd händigte ihm den Eimer aus, Wendelin sah er nicht. Dann knüpfte er draußen bei dem Pferde ein Gespräch mit den Vorübergehenden an, spähte dabei fortwährend in das niedrig gelegene Küchenfenster, bis er merkte, daß die Dienstmagd sich entfernt und das Fräulein in der Küche anwesend war. Nun lieferte er den Eimer dankend wieder ab und übergab dem Fräulein den Brief.

„Von wem ist der Brief?“ fragte Wendelin.

Johann zwinkerte schlau mit den Augen, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Von meinem gnädigen Herrn, dem Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning.“

Wendelin wurde bleich, als ob jeder Blutstropfen aus ihrem Gesichte entwichen wäre, und um ihre Bestürzung zu verbergen, fragte sie, ohne weitere Nachgedanken: „Besorgst du oft solche Briefe für deinen Herrn?“

„Alles vertraut mir mein Herr an,“ erwiderte Jobst mit verschmitztem Lachen, „aber übel würde es mir anstehen, wollte ich darüber schwätzen wie ein Star. Ich trage die Briefe, bei deren Besorgung es heißt, seine fünf Sinne zusammennehmen, aber um den Inhalt der Briefe kümmerge ich mich so wenig, wie um die Liebeshändel meines Herrn.“

Jochen Stahlhut log aus Unverstand und Renommisterei; er wußte recht wohl, daß er noch nie in Liebeshändeln einen Brief für seinen Herrn getragen, als er mit dem Vertrauensposten prunkte, den er bei

seinem Herrn bekleide. Das Fräulein wandte ihm den Rücken und ging davon. Jochen begab sich verdrießlich in das Haus der Frau Walte; dort saß er mit wehmütigem, kläglichem Gesichte an dem Bette des Wachtmeisters, denn er hätte in Wahrheit lieber den Abend bei den Spielleuten am Markte zugebracht, und sein Gesicht erhellte sich erst dann, als die Frau Walte ihm ein gutes Abendessen vorgesetzt hatte.

III.

In große Erregtheit hatte Wendelin der Brief versetzt, daß Jobst, von dem sie lange Zeit nichts vernommen, in die alte Heimat zurückgekehrt, hatte sie jäh überrascht; sorglich hatte es ihr auch Konrad verschwiegen. Sollte und durfte sie den einst Geliebten wiedersehen? Die Frage beschäftigte sie jetzt unausgesetzt im Widerstreit der Gedanken und Empfindungen. Und sie mußte den Streit allein mit sich auskämpfen; ihrem Großvater konnte sie nicht anvertrauen, was sie bewegte, er war so schwach und krank, daß ihr der Arzt gesagt, sein Ende könne nicht fern sein, und auch Konrad durfte sie von dem Briefe nichts sagen, das erschien ihr als ein Verrat an ihrer früheren Liebe. Demütigend war ihr der Gedanke, vor Jobst dazustehen als diejenige, welche — einerlei, ob mit oder ohne Grund — der versprochenen Treue uneingedenk gewesen; wohl mochte auch er im wilden Kriegsleben die Treue längst gebrochen haben, sie mußte sich das aus den Worten des Boten deuten, der ihr den Brief überbracht, ihr aber fehlte dafür jeglicher Beweis. Daneben fürchtete sie die Macht, welche Jobst in früherer Zeit auf sie ausgeübt; das bestrickende Wesen des Mannes, an dem sie mit der ganzen Hingebung eines reinen kindlichen Herzens gehangen. Und eines großen Zaubers hatte es gewiß bedurft, um in ihr, dem adligen Fräulein,

diese Liebe zu dem Manne ohne Rang, Namen und Stellung zu wecken. Dennoch war es ihr stets gewesen, als ob er zu ihr sich herablasse, als ob sie dieses Mannes mit dem weitausschauenden Blick, dem warmen Herzschlag für alles Große und Edle nicht völlig wert wäre. Sie hatte ihn allen Anderen, die um ihre Gunst sich bewarben, auch Konrad von Wölfsingen, dem vornehmen Junker-Studenten, vorgezogen, denn er übertraf sie Alle an lobens- und liebenswerten Eigenschaften. War es der Klang seiner Stimme gewesen, was sie gefesselt, oder sein dunkles, feuchtschimmerndes Auge, oder war es die leichte, ungezwungene Art gewesen, mit welcher er jedes Gespräch begann und fortführte, das seine Verständnis, mit dem er ihrem eigenen Empfinden allezeit die richtigen Worte lieh, indem er ihr gleichsam ihre eigene Seele offenbarte. Was es gewesen, sie wußte es nicht, hatte auch nie sich darum befragt, jetzt aber dachte sie eifrig darüber nach und mit dem Nachdenken wuchs ihr Interesse an dem Gegenstande ihrer Gedanken. Mitleid bewegte sie, zugleich ein tiefes Bedauern über den Mann, der mit einer übereilten That, zu der er herausgefordert, so schwere Folgen auf sich geladen, der mit einem unseligen Schlage seine Heimat verloren, eine glückbringende Zukunft verscherzt hatte. Wendelin's Entschluß stand fest, sie wollte Jobst sehen und sprechen; ebenso fest stand aber ihr weiterer Entschluß, sie wollte sich durch ihn in ihrer Treue gegen Konrad nicht wankend machen lassen. Daß das Andenken an Jobst in ihr erloschen, das konnte sie verantworten, und sie bereute es auch heute noch nicht, daß sie ihr Glück von dem seinigen getrennt, daß sie sich Konrad verlobt hatte. Sie war durch die Pflege ihres Großvaters an die Schwelle gefesselt gewesen, war wenig mit anderen Leuten in Berührung gekommen, da war Konrad ihr

nahe getreten, der viel mit ihrem Großvater verkehrte, der gerade, offene Sinn des alten Bekannten, sein stattliches Aeußere hatten ihr gefallen, sie hatte ihn lieb gewonnen und der Großvater hatte gern seinen Segen zu der Verbindung gegeben, es war für den alten Mann ein Trost gewesen, daß seine Enkelin nicht haltlos in der Welt stehen werde, wenn sie ihm die müden Augen zgedrückt hatten. Wendelin war älter, verständiger und praktischer im Denken und Handeln geworden, und sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihr die äußeren Verhältnisse, der Name und die Stellung Konrad's mehr zusagten, als die unsichere Zukunft, der Jobst entgegenging. Vielleicht war Jobst längst tot oder verdorben im Kriege und sie konnte und durfte ein sicheres Glück einer unsicheren Zukunft nicht opfern. Das Alles hatte sie bei ihrem Handeln geleitet, aber auch jetzt, wo sie wußte, daß Jobst gesund aus dem Kriege heimgelkehrt war, wollte sie ihr sicheres Glück nicht aus der Hand geben, ihre treue Gesinnung gegen Konrad nicht erschüttern lassen.

So rückte die Abendstunde des folgenden Tages heran, in der Jobst sie im Garten erwarten wollte. Der Großvater schlief und Wendelin trat vor den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Es war ein schönes Bild, das der Spiegel zurückstrahlte. Reiche blonde Locken umrahmten das in der Erregung rosig angehauchte, edel geformte Gesicht mit den tiefblauen Augen, in denen eine unendliche Milde sich kundgab und die das Antlitz, dem die hochgeschwungenen Brauen, die scharfgeschnittene Nase und das volle Kinn etwas Kältendes gaben, in warmem, verklärendem Lichte erscheinen ließen. Fest wand sie die Locken um die hohe, weiße Stirn und dann lauschte sie hinaus auf jedes Geräusch, das draußen ertönte; ein Zittern durchlief ihre vollen Glieder und ihre schlanke Gestalt hegte leise in der Erwartung.

War es Neugier, den fast fremd Gewordenen wieder zu sehen, war es Sehnsucht, sie wußte es selbst nicht. Nochmals durchlas sie den Brief, den Jobst ihr geschrieben, und es war ihr, als ob ein Sterbender sie darin um die Gewährung eines letzten Wunsches gebeten. Da klang die Gartenpforte, Jobst schritt langsam, gesenkten Hauptes auf die Laube zu. Gewaltsam suchte sie den ungestümen Schlag ihres Herzens, das Wogen der Brust zu bemeistern, sie wollte ruhig erscheinen und standhaft bleiben, und mit trotzig aufgeworfenen Lippen trat sie hinaus auf die Veranda. Schweigend standen sich Beide längere Zeit gegenüber. Still war es ringsum, die letzten Streiflichter des Abendrots fielen durch das Gesträuch. Jobst hatte den Hut abgenommen, krampfhaft hielt seine Hand den Hutrand gefaßt, dann trat er auf Wendelin zu, ergriff ihre Rechte und sagte leise:

„Guten Abend, Wendelin, ich danke dir, daß du gekommen.“

„Uebel hat dir der Krieg mitgespielt, Jobst,“ stieß sie hervor, indem sie ihm ihre Hand entzog, „Furchen und Narben bedecken dein Gesicht, hinter dieser Stirn arbeitet nicht mehr der ruhige, besonnene Geist, und wild und unstät blickt dein Auge, welches einst so ruhig und klar und mir immer so — glückverheißend erschienen.“

„Kummer und Sorge verwunden schwerer, als Schwertschlag,“ sagte er tonlos, „mich hat das Leben hart behandelt, Wendelin, und Keiner hat es je versucht, die Furchen meiner Stirn zu glätten. Du dagegen bist noch schöner geworden wie einst; anmutig erscheinst du mir, als hätte der Mai deine Wangen gerötet und winterlich Leid dich allzeit verschont.“

„Schwer kämpft die Seele auch am Krankenbette zwischen Furcht und Hoffnung,“ versetzte sie scharf,

„aber der Friede des Gemüths läßt die Falten der Stirn nicht aufkommen oder er glättet sie wieder.“

„Wohl dem, der den Frieden sich bewahrt, er kommt so leicht abhanden,“ erwiderte er; „es hat mir leid gethan, daß dein Großvater schwer erkrankt ist, Wendelin; ich verliere an ihm einen milden Richter —“

„Ja, er ist sehr krank,“ unterbrach sie ihn hastig, „und ich darf mich nicht lange von seinem Lager entfernen. Komme zur Sache, Jobst,“ fuhr sie fort: „du hast mich um diese Unterredung gebeten, ich habe sie gewährt, aber ich glaube — du hättest besser gethan, dir und mir dies Wiedersehen zu ersparen.“

„Ich komme zur Sache,“ sagte er dumpf, „sie ist leicht gethan und doch ist mir keine andere schwerer geworden. Abschied will ich von dir nehmen, ob für ein kurzes oder langes Leben, wer weiß es. Vieles wollte ich dir sagen beim ersten Wiedersehen nach langen Jahren und ich habe mich auf diese Begegnung, Gott weiß es, gefreut, wie ein Kind auf den heiligen Christ. Aber Alles hat sich um mich verändert und auch du bist eine andere geworden. Nach diesem Empfange wären alle anderen Worte, als die des Abschieds, ein leeres Geschwätz. Lebe wohl, Wendelin, und werde glücklich, und du wirst glücklich werden, nachdem du mich vergessen. Sollten aber je schwere Stunden über dich kommen, so denke, daß ich dir Alles vergeben. Wahre dir den Frieden der Seele, Wendelin, ich sage dir nochmals, er kommt abhanden, ehe der Mensch sich dessen versieht.“

Hestig arbeitete ihre Brust, sie umklammerte mit der Linken das Steingesims, an dem sie stand; er merkte ihre Erregtheit nicht. Dann aber nahm sie gewaltsam all' ihre Kraft zusammen, und fast bitter klang es von ihren Lippen:

„Deiner Vergebung bedarf ich nicht; was ich gethan, kann ich verantworten vor jedem menschlichen und auch vor dem göttlichen Richter. Laß das Vergangene ruhen, suche auch du zu vergessen. Leb' wohl!“

Sie reichte ihm die Hand hin und wandte sich ab.

„Wendelin,“ rief er mit unterdrückter, bebender Stimme, „Wendelin, hast du kein Wort der Liebe mehr für mich, hast du in deinem reichen Herzen nichts, nichts, was du mir mitgeben könntest zum Trost auf den langen Weg, den ich mit dir zu gehen hoffte und den ich nun einsam zurücklegen muß?“

Sie blieb stehen und schüttelte traurig den Kopf. Jobst ließ sich erschöpft auf die Bank am Steintische nieder; in dem Dämmerlichte gewahrte er es nicht, wie schwer ihr das Scheiden wurde.

„Alles stößt mich von sich,“ fuhr er fort, „Alles, was mich einst lieb gehabt. Ich bin durch Kinteln gezogen unter dem Schutze der schwedischen Fahne; hinter Melkenstöcken an einem Fenster sah ich das ehrwürdige, greise Haupt meiner Mutter, auch sie hatte mich gesehen, aber sie wandte das milde Antlitz von mir ab, wie von einem Verlorenen, mir aber kam die Verheißung des Herrn in den Sinn: ich vergesse dich nicht, und wenn dich deine Mutter vergäße; hoffnungsfreudig kam ich hierher und nicht arm an Geld kam ich; in ehrlicher Arbeit und immer in Gedanken an dich, habe ich mir durch meine Kunst erworben, wessen der Mensch benötigt ist, der sich ein Heimwesen bauen will; bald wird der Krieg beendet sein, dann wirst auch du Gnade finden vor Kaiser und Reich, dann wird auch Gott wieder in Gnaden auf dich herabsehen, wie einst auf den armen Hiob — so waren meine Gedanken, aber ich fand, daß auch du mich vergessen, weil du den Glauben an mich verloren. Nun habe

ich keine Heimat mehr, das Herz der Mutter ist mir entfremdet und mit dir ist mein letzter Trost dahin."

Er stemmte die Arme auf den Steintisch, barg das Gesicht in die faltigen Aermel seines Gewandes, und bittere Thränen rannen aus seinen Augen.

Und jetzt war es auch mit Wendelin's Kraft und Fassung zu Ende, mit unsicheren Schritten trat sie an Jobst heran, schon wollte sie die Hand auf seine Schulter legen, da hörte sie im Innern des Hauses die Stimme ihres Großvaters nach ihr rufen, sie eilte davon. Jobst hob den Kopf; Lichtstrahlen fielen durch die Thür des Hauses auf die Laube, Wendelin war fort.

Da ergriff den Mann das Gefühl unsäglicher Bitterkeit; schnell trocknete er mit seinem feinen Spizentuche sich die Augen, hoch und stolz richtete er sich empor, „keine Milde, kein Erbarmen,“ murmelte er, „so will auch ich euch ein Kunststück von Gefühllosigkeit zeigen, wie es meisterlicher nicht gedacht werden kann.“

Trotzig drückte er den Schlapphut mit der wallenden Feder in die Stirn und ging eiligen Schrittes davon, zunächst in seine Herberge und dann nach dem Kalandshofe, welcher neben dem Gymnasium illustre lag. Dort hatten früher die Kalandsherrn, ein geistliches Collegium, gewohnt, bis ihnen nach der Reformation der Stuhl vor die Thür gesetzt war. Jetzt wohnte dort der Buchdrucker Ernst Keineking, die oberen Räume aber hatte der Notarius Konrad von Wölfsingen inne.

Konrad war nicht reich, aber er stammte aus einer alten, hochansehnlichen Familie, welche einst wohlbegüttert gewesen. Darauf deutete noch der Hausrat seiner Wohnung, die schweren vergoldeten Stühle mit verbliebenen Stickmustern, die geschnitzten Schränke und Tische und die Bilder der Vorfahren an den Wänden, welche Wendelin so gern zu betrachten pflegte.

In einem hohen, geräumigen Zimmer saßen Jobst und Konrad sich gegenüber beim Abendessen, und Konrad goß aus einer silbernen Kanne den Wein in schlanke venetianische Gläser. Die Freunde waren in eifrigem Gespräche, und wer Jobst noch vor einer Stunde gesehen, hätte ihn kaum wiedererkannt. Sein ganzes Wesen erschien verändert, in heiterster Stimmung leerte er oft hastig sein Glas, dabei erzählte er Schwänke und Abenteuer aus dem Kriege, und ein lustig Reiterstücklein jagte das andere. Auch seine Kleidung hatte er gewechselt, er trug ein enganliegendes, dunkelgrünes seidenes Wams, breite Spitzenkrausen um den Hals und als Ärmelbesatz, und neben ihm lag sein Hut mit weißem Federschmuck. Während die beiden Zechkumpane einander gegenüber saßen, trat das Gegensätzliche in ihrem Wesen so recht hervor. Eine vornehme Ruhe und Sicherheit gab sich in Konrad's Haltung und Bewegung kund, in seinem Gesichte mit den blauen Augen, der stumpfen Nase und dem vollen, vorspringenden Kinn lag eine große Offenheit und unverkennbares Wohlwollen. Ein leidenschaftlicher, leicht erregbarer Geist sprach sich dagegen in Jobst's Zügen, in jeder seiner raschen Bewegungen aus, und wenn auch seine großen, dunklen Augen in ruhigen Momenten eine gewinnende Offenheit und Gutmütigkeit zeigten, lag doch in ihnen jener Ausdruck schlauer Berechnung und lauernder Zurückhaltung, welcher dem Menschen nicht angeboren, sondern durch das Leben anezogen zu werden pflegt.

Bald wurde auch Konrad, angeregt durch den Wein und durch Jobst's Erzählungen, redselig und mittheilsam, die Gegenwart des Freundes, welche ihm anfänglich beengend gewesen, wirkte erheiternd und belebend auf ihn ein und die gemeinsam aufgefrischten Jugenderinnerungen machten ihm das Herz weit. Er schickte

den aufwartenden Diener fort, um mit Jobst allein zu sein.

„Der Wein ist schlechter als das Geschirr, in dem ich ihn darbierte,“ entschuldigte er, „du bist gewohnt, besser zu essen und zu trinken, Jobst, als du es bei mir gethan, nun möchte ich dir gern in später Stunde ein feineres Getränk vorsezen, aber ich kann es nicht, weil ich gleich meinen Besten habe heraufholen lassen.“

„Der Wein ist ja gut,“ erwiderte Jobst; „meinst du denn, Konrad, ich sei im Kriege ein Schlemmer und Feinschmecker geworden? Wohl hätte ich es werden können,“ fuhr er fort, „aber mir fehlte die Neigung zu schwelgen, wo viele Tausende oft die Brotrinde nicht hatten, um den hohlängigen Hunger zu stillen.“

„Du bist derselbe geblieben, Jobst, gut gegen Andere und streng gegen dich selbst,“ sagte Konrad mit warmem Tone; „oftmals habe ich als Schülerknabe an dir mit Achtung hinaufgesehen und dich als nachahmungswertes Vorbild betrachtet, und ich freue mich, daß dich der Krieg nicht schlecht gemacht hat, wie so manchen Andern. Auch ich, setzte er vertraulich hinzu, könnte reicher sein, hätte ich es in diesen traurigen Zeiten über mich vermocht, die Armut zu drücken, hätte ich es über mich gewinnen können, meinen Klienten den Büttel ins Haus zu schicken und den Rest ihrer Habe pfänden zu lassen; aber ich bin lieber mit einem bescheidenen Auskommen zufrieden gewesen —“

„Und daran hast du klug gethan, denn damit hast du dir die Achtung vor dir selbst und — was weniger ist — vor den Menschen bewahrt,“ unterbrach ihn Jobst.

„Ich hätte reich werden können,“ fuhr Jener eifrig fort, „auch auf andere Art. Der Bürgermeister Ottorab Deterding, ein reicher Mann, war mein Gönner, und er hatte mir, ich weiß das genau von meinen Freunden,

seine einzige Tochter, die ansehnliche Gertrud, zur Ehe zugedacht. Mir aber lag die Wendelin allezeit im Sinne, und ich habe das Wohlwollen meines hohen Gönners verscherzt um ihretwillen. Nimm es mir nicht übel," bat er schnell, als hätte er etwas Uebereiltes gesagt, "daß ich hierüber rede, ich weiß, wie lieb dir Wendelin einst gewesen, und wollte dich nicht verletzen, als ich ihren Namen nannte."

"Sprich du getrost von deiner Braut," lachte Jobst, "weiß ich es doch, daß der Mund davon übergeht, wessen das Herz voll ist; mich schmerzen deine Worte nicht, denn was einst war, ist heute nicht mehr, ich könnte die Wendelin ja doch nicht heimführen, wenn ich es auch wollte, und wem sollte ich sie lieber gönnen, als dem alten Freunde?"

Er leerte bei diesen Worten hastig sein volles Glas, Konrad schenkte wieder ein, sein Gesicht war vom Wein erhitzt, während Jobst beim Trinken blasser wurde und nur die Narben auf seiner Stirn sich röteten.

"Und du darfst es auch nicht übel nehmen," begann Konrad von Neuem, "daß ich dir neulich beim ersten Wiedersehen nicht so freundlich gegenübertrat, wie ich es hätte thun sollen. Meine Herzensmeinung war dabei nicht im Spiele, aber es drängte sich etwas Fremdes zwischen dich und mich —"

"Lassen wir das ruhen!" wehrte Jobst, aber Konrad fuhr lebhaft fort:

"Etwas Fremdes, ein unbestimmtes Gefühl — aber glaube nicht, daß ich die handfeste That, wegen welcher du Hinteln verlassen, verabscheue, sie war, unter uns gesagt, ganz nach meinem Sinn, ich hätte sie selbst vielleicht verübt, bliebe bei mir die That nicht so oft zögernd hinter dem Entschlusse zurück; der arme Gise-nius hat ein Jahr in Minden abbrummen müssen, hat

sich später auf sein Gut Steinhof in Nieme bei Lemgo begeben, aber was ich sagen wollte, du solltest jetzt dem Kriegsleben entsagen, Jobst, laß dich hier in der Heimat als Arzt nieder, ich will mich bei unserem milden gnädigen Grafen Jobst Hermann für dich verwenden, ich will dir das Wort reden, bin ich doch ein Augenzeuge der That gewesen und weiß, daß deine Handlung entschuldbar ist."

"Ich danke dir für deinen guten Willen," sagte Jobst gedankenvoll, "aber laß das nur, ich bin nun doch einmal verdorben für ein ruhiges, friedliches Leben, ich habe es längst gemerkt, daß der Krieg mein eigentliches Element ist."

Konrad aber redete unbeirrt weiter von den Plänen, die er mit „seinem guten Freunde“ habe; er wurde immer lebhafter und redseliger, während Jobst in wortkarges Sinnen verloren in sein Glas schaute. Die Herzlichkeit seines Freundes paßte ihm schlecht, sie erschwerte ihm die Ausführung seines Vorhabens. Aber er war nicht der Mann, der einen einmal gefaßten Entschluß so leicht aufgegeben hätte.

"Die Luft hier im Zimmer ist dumpf und drückend," sagte er, und als Konrad an das Fenster trat, um es zu öffnen, goß er schnell und unbemerkt den Inhalt eines kleinen Fläschchens in das Glas seines harmlosen Wirtes, stieß mit ihm an und Konrad leerte das Glas auf einen Zug und füllte es von Neuem. Bald darauf wurde er müde, immer einsilbiger wurde die Unterhaltung, und es währte nicht lange, da war Konrad in seinem hohen Lehnsessel zusammengesunken und eingeschlafen.

Leise nahm Jobst die Kerze vom Tische und trat in die Schreibstube; bald fand er dort die Mappe, welche er suchte, sie war mit einem Riemen umschnürt und unter dem Riemen stak ein Zettel mit der Aufschrift:

„Für Bürgermeister und Rat.“ Er löste den Riemen, schob den Brief, der den Freund vernichten sollte, zwischen die Papiere und ordnete die Mappe wieder so, wie sie gewesen. Dann trat er hochaufatmend aus der Schreibstube heraus, der Leuchter zitterte in seiner Hand, als er ihn auf den Tisch nieder setzte, längere Zeit stand er über Konrad gebeugt und lauschte seinen Atemzügen, dann ergriff er seinen Hut, ließ die Kerze brennen und ging fort.

Es war still auf dem Platze neben der Kirche; als er an dem Gotteshause vorüberging, kündeten die Wächter oben im frühlingswindumstrichenen Turmstübchen die elfte Stunde und hell erklang ihr gewohntes Lied in die stille Nacht:

Wer Gutes schuf zu Tag mag jegund ruhig schlafen,
Doch den, der Uebles that, wird sein Gewissen strafen,
Ein kluger Mann vertraut auf Gott und seinen Rat,
Der in dem Regiment noch nichts versehen hat.

Jobst blieb wie angewurzelt stehen, dann murmelte er: „Thorheit der Welt!“ und schritt entschlossen weiter. Und wieder erklang das Lied der Wächter vom Turme:

Und wer zu bösem Werk hinschleicht auf nächt'gem Pfade,
Der sinke auf sein Knie und bitte Gott um Gnade;
Gar leichtlich ist geschähn, was nicht zu ändern ist,
Und oftmals hat der Mensch zur Reue selbst nicht Frist.

Und wieder blieb Jobst stehen; er preßte die Hand vor die Augen, als sei ihm die Nacht nicht finster genug; so stand er eine Weile unten am Turme, dann kehrte er um, er ging zurück in Konrad's Wohnung, wo dieser noch schlafend im Sessel lag, und wieder nahm er behutsam die Kerze vom Tische, ging in die Schreibstube, nahm den verhängnißvollen Brief aus der Mappe und steckte ihn in das aufgekнопfte Wams; dabei verwickelten sich seine Finger in die blau seidene

Schnur, an welcher der Ring hing, den ihm Wendelin einst gegeben. Er riß die Schnur entzwei, nahm sie mit dem Ringe ab und knüpfte sie wieder, dann trat er an Konrad heran, setzte den Leuchter vor ihn hin und warf den Ring mit der Schnur in das Glas des Schlafenden.

„Nimm du ihn hin,“ sagte er leise und milde, „mir nützt er nicht mehr. Auch die Rache gehört nicht mir, sondern einem Andern. Schlafe in Frieden, mich seht ihr nicht wieder.“

Rasch war Alles gethan, eilig ging er davon. Von dem Turme herab hörte er noch das Halleluja klingen, mit welchem die Wächter ihren Cantus beendeten.

Als Konrad am andern Morgen in seinem Sessel erwachte, griff er mechanisch nach seinem Glase und sagte „Prosit;“ dann ermunterte er sich und schaute sich verwundert um.

„Hätte ich doch kaum gedacht,“ sagte er, „daß mich ein Glas über den Durst von meinem Besten so bemeistern würde; auch bei Jobst scheint der Wein gespukt zu haben,“ fuhr er fort, indem er den Ring an der Schnur aus dem Glase zog. „Wirft er mir den Ring in das Glas, den ihm das treulose Mädchen geschenkt und der ihn kugelfest machen soll. Soll ihn wieder haben, der gute Kerl; kugelfest, kugelfest, o du heiligen römischen Reiches Unsinn!“ brummte er schläfrig und suchte sein Lager auf.

Früh hatte Jobst sein Lager am Morgen verlassen; eine Stunde vor Mittag sollte Alles marschfertig sein zum Zuge in das Weserthal, zunächst nach Oldendorf, und Jobst hatte mancherlei zu ordnen. Zunächst ging er in das Quartier des Wachtmeisters Harten. Der Alte saß am Fenster, er war guter Laune, trug den Arm in einer weißen Binde und hatte ein

Morgensüpplein vor sich, das ihm die Witwe Walte gut und mit sonderem Fleiß zubereitet.

„Die Wunde heilt gut, Wachtmeister,“ sagte Jobst, nachdem er den Alten begrüßt und den Arm untersucht hatte, „hast eine Bärennatur, aber acht Tage mußt du dir noch völlige Ruhe gönnen, bleib' nur guten Mutes hier, kannst auch Jochen Stahlhut hier behalten, eine bessere Pflege findest du doch nimmermehr, als hier bei deiner Witwe. Wir bleiben hier vorläufig in der Gegend und nach Verlauf von acht Tagen könnt ihr wieder zu uns stoßen.“

„Menschenkind,“ rief der Wachtmeister und sah Jobst scharf an, „wo kommst du her in deinem Feiertagskleide; Junge, wie siehst du aus, du bist krank und solltest dich hier bei der ehrsamem Frau Walte in die Kur begeben.“

Er zog ihn an das Licht und schüttelte den Kopf: „Einem alten Freunde kannst du es wohl sagen, was es ist, denn richtig ist es nicht mit dir.“

„Es ist nichts, gar nichts,“ lachte Jobst, „ich bin bei einem guten Gesellen in voriger Nacht zu Gaste gewesen, habe das Männlein etwas eifriger geschwungen als sonst wohl.“

„Jobst,“ sagte der Wachtmeister ungläubig, „ich kenne dich so genau, wie mein Faustrohr, und weiß, daß dir eine durchzechte Nacht nichts anhat. Heraus mit der Wahrheit, das Lügen ist nie deine Sache gewesen.“

Warum sollte Jobst dem alten treuen Manne nicht Alles anvertrauen, warum sollte er nicht Alles von dem Herzen herunter reden, was er so lange im Schweigen und Hoffen und Harren mit sich allein getragen; er ging ja nun doch fort, auf Nimmerwiederkehr, es war ja doch aus mit dem heimischen Glücke. Jobst sehnte

sich, wenigstens Einen zu wissen, mit dem er über das Vergangene vertraulich reden konnte.

Und er erzählte dem Wachtmeister die ganze Geschichte, wie Alles gekommen und im Trübsal sein Ende genommen, die alte Geschichte von dem Glück und dem Leide der Liebe; und Snorro Harten, den sie die Schnurre nannten, hörte ihm so andächtig zu, als ob er in der Kirche säße; als Jobst aber am Schlusse der Geschichte erzählte, wie die Turmwächter ihm den rechten Weg gewiesen und wie er den Brief wieder an sich genommen, zog der Wachtmeister die Lippen kraus, pfiß nachdenklich, leise vor sich hin, und seine Augen suchten unstät alle Winkel des Zimmers auf.

„Das hast du recht gemacht,“ sagte er dann, „das hätte ein heillos Spectaculum werden können. Warum hast du den glatten Burschen nicht vor deine Klinge gefordert, offen und frei, wie es einem ehrlichen Manne gebührt?“

„Auch das habe ich erwogen,“ erwiderte Jobst, „aber die Leidenschaft hatte mich geblendet. Die Waffen wären immer ungleich gewesen, ich hätte ihn niedergestochen, aber was hätte ich davon gehabt. Wendelin's Hand wäre alsdann für mich verloren gewesen, unwiederbringlich; so aber konnte sich, dachte ich, Alles noch günstig gestalten, ich hatte Zeit gewonnen, das war viel, und die größte Not hätte ich von Konrad am letzten Ende doch fern gehalten.“

„Ja, freilich!“ sagte der Schwede, „du hast Recht, Jobst, hast das schlaue eingefädelt, aber es ist doch besser, daß es so gekommen. Und hast du auch bedacht, daß dich dies schlaue Spiel selber den Hals kosten konnte? Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; hast du denn nicht bedacht, du Klughans, daß Konrad und du Schulkameraden gewesen, daß er deine Handschrift

erkannt haben würde, wenn man den Brief ihm vorgelegt?"

"Ich hatte meine Handschrift verstellt," entgegnete Jobst, und zog den Brief hervor.

"O, du Unglückskind!" rief Harten, "verwahrst den Brief noch in der Tasche und bedenkst nicht, daß er dir abhanden kommen und das eben vermiedene Unheil über dich bringen kann! Her damit, und in den Ofen damit!"

Er riß Jobst den Brief fort und steckte ihn in den Ofen, in dem das Feuer aber längst erloschen war.

"Man muß vorsichtig sein," setzte er schnell das Gespräch fort, "vor Allem mit Geschriebenem, ich habe immer, schon von Kindesbeinen an, eine Herzensangst vor dem geschriebenen, krausen Zeuge gehabt. Nun aber höre mich an, Jobst, mein liebes Kind, — ich höre, sie blasen auf dem Markte schon zum Sammeln, ja, was ich sagen wollte, wir sprechen später noch mehr von der Geschichte, in Schweden haben wir ein Sprichwort, das heißt:

Bida och lida
Stillar mycken quida,

und ihr Deutschen sagt: Leide und meide! Weiter kannst du vorerst nichts thun, als nach diesem Sprüchlein leben. Brauchst darum noch nicht zu verzagen, wir leben in einer höchst verwunderlichen, sonderbaren Zeit, und wer heute unten liegt, ist morgen oben auf; wer weiß, wie noch Alles kommt; wir sprechen noch mehr von der Sache, in acht Tagen bin ich wieder bei euch — Gott behüte dich, auf Wiedersehn!"

Er drängte Jobst in seinem Eifer fast zur Thür hinaus, sobald er aber die Thür hinter ihm geschlossen, eilte er an den Ofen, nahm den Brief heraus und steckte ihn zu sich. Dann setzte er sich wieder ruhig ans Fenster, aß, der Witwe Walte zu Ehren, sein

kaltgeworden Süpplein völlig auf, zündete sein irden Pfeiflein an und wartete auf die Truppen, die an seinem Fenster vorüberziehen mußten. Sie kamen denn auch endlich, Fußvolk und Reiter in buntem Zuge, vorauf die Feldmusik; dumpf klangen die Kauschpfeifen im Posaumenton durch das helle Geschmetter der Trompeten und Hörner, und die Zinken hatten einen lieblichen, vermittelnden Klang zwischen beiden Instrumenten. Der Schwede am Fenster sah mit traurigen Blicken auf den Zug; Jobst ritt neben der Fahne, er grüßte den Alten freundlich und wehmütig, und sein Gruß schnitt dem Wachtmeister in die Seele; straff salutirte er mit dem gesunden Arme und er zwang sich zu einem vergnügten Lachen, konnte aber nicht hindern, daß ihm eine Thräne in den grauen Schnauzbart rann. „Der Himmel mag es wissen, warum mir der Junge so ans Herz gewachsen!“ sagte er in Gedanken.

„Welcher Junge, Herr Wachtmeister,“ fragte die Frau Walte verwundert, welche inzwischen unbemerkt in das Zimmer und an das Fenster getreten war.

„Seid Ihr eben erst hereingetreten, liebe Frau Walte?“ forschte Snorro Harten erschrocken.

„Jawohl, Herr Wachtmeister; wollte nur fragen, ob Euch der Morgenimbiß einigermaßen gefallen,“ erwiderte sie, „wollte auch meine Zufriedenheit und Freude Euch nicht verhehlen, daß Ihr noch einige Zeit in meinem bescheidenen Hause verbleiben werdet.“

„Was Eure Suppe anlangt,“ versetzte Harten, „so erinnere ich mich nicht, meine hochverehrte Frau Walte, in meinem langen Leben eine bessere gegessen zu haben; Eure holde Nähe tröstet mich auch darüber vollständig, daß ich zur Zeit noch hier bleiben muß, und, was den Mann betrifft, den ich mit dem höchst unziemlichen Ausdruck „Junge“ bezeichnet habe, so meine ich damit den Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning aus

Kinteln, meinen hohen Vorgesetzten und guten Freund. Meine liebe Frau Walte, Ihr könnt es nicht begreifen und ich begreife es oft selbst nicht, wie ich an diesem Herrn hänge; wäre ich nicht ein vernünftiger Mann, so möchte ich glauben, er könne bezaubern; keiner hat mir in deutschen Landen so gefallen, wie er, Euch natürlich ausgenommen, Frau Walte, denn auch Ihr seid unwiderstehlich.“

Und die Witwe Walte zupfte mit verlegenem Lächeln ihre weiße Schürze glatt und ging in die Küche, um darüber nachzudenken, womit sie ihre Morgensuppe noch übertreffen könnte.

Der Wachtmeister zog den Brief hervor, den er dem Ofen entrissen, und studirte ihn eifrige. „Fein eingefädelt, fein eingefädelt!“ brummte er dabei, „das kann nicht fehlen. Ich will es wagen, dem armen Burschen zu Liebe; habe schon so mancherlei auf dem Gewissen, will auch das noch hinzunehmen; Schlechteres freilich habe ich noch nicht gethan, denn dieses kann den armen Konrad an den Galgen bringen; Jobst aber muß das Mädchen gehören und keinem Andern.“ Dann rief er Jochen Stahlhut herein, der bei der Frau Walte in der Küche war. Er hielt eine lange, heimliche Zwiesprache mit ihm, indem er heftig mit dem rechten Arme gestikulirte und oftmals die Hand an Jochen's Ohr legte und ihm etwas zuflüsterte; endlich schloß er seine Instruktion mit den Worten: „Und müßtest du auch die Ratsdiener samt der ganzen Stadt, Männlein und Weiblein, trunken machen, dies bringst du mir fertig. Hast du mich verstanden?“

„Man müßte einen starken Schnupfen haben, um das nicht riechen zu können,“ sagte Jochen pffiffig, „seid ganz unbesorgt, Herr Wachtmeister, ich habe schon Schwereres fertig gebracht.“

Und er steckte das Schreiben ein, das ihm Harten gegeben, machte das schlaueste Gesicht von der Welt und begab sich in die Küche zurück, um der Frau Walte hilfreiche Hand zu leisten.

Während dies geschah, saßen Konrad und Wendelin in dem Eckzimmer des Münchhausen'schen Kenthofes. Wendelin war still und in sich gefehrt; Konrad erklärte sich das leicht mit dem schlimmen Zustande ihres Großvaters, der ihr schwere Sorge mache, wie sie ihm sagte. Sie kamen Beide soeben von dem Lager des viel und tief schlummernden Alten, als sie die Marschmusik des abziehenden Kriegsvolkes vom Markte her hörten, und Konrad erzählte, daß auch Jobst Johanning, sein guter Freund, mit den Schweden in der Stadt gewesen, und daß er kurz zuvor Abschied von ihm genommen, auf Nimmerwiedersehen, wie er gesagt habe; daß er am jüngst vergangenen Abend bei ihm gewesen, und daß sie, eingedenk der alten Freundschaft, den Becher fleißig geschwungen und auch auf Wendelin's Wohl getrunken. Scheinbar teilnahmlos hörte Wendelin auf Konrad's Erzählung, als er aber lachend von dem Ringe erzählte, den er am anderen Morgen in seinem Glase gefunden, horchte sie auf, und als er den Ring spielend hervorzog und auf den Tisch warf, stand sie schnell auf und schaute in die Kammer ihres Großvaters. Dann kehrte sie zurück und sagte:

„Du hättest ihm das Kleinod, das er als einen Talisman auf der Brust trug, wiedergeben sollen, Konrad.“

„Ich?“ lachte er, „Jobst trug ihn nur noch aus alter Gewohnheit, wie er mir kurz vorher gesagt; denn der Ring habe die Kraft verloren, meinte er, weil das Mädchen, das ihn geschenkt, ihm längst untreu geworden. Mir liegt nichts an dem dünnen Reifen, und an die Rückgabe habe ich nicht gedacht.“

Und Wendelin wurde bleich und biß sich die Lippen fast wund, und als Konrad fortgegangen, weinte sie.

IV.

Auf dem Rathause zu Stadthagen tagten Bürgermeister und Rat. An der langen, mit grünem Tuch überzogenen eichenen Tafel saßen zwölf würdige Männer mit kurzgeschorenem, meist ergrautem Haupthaar; es waren die beiden Consuln und der Ausschuß der zehn Ältesten aus den dreißig Senatoren, welche in jener Zeit das Wohl der Stadt überwachten und förderten. Vor der Thüre des Ratszimmers aber lungerte Meister Krechthans, der Scherge.

Oben an dem Tische saß Ottorab Deterding, der regierende Consul, er trug ein mächtiges, scharfkantiges Haupt auf starken Schultern und aus dem finsternen, knebelbärtigen Gesichte lugten schlaue, graue Augen unter buschigen Brauen. Ueber den Kragen seiner schwarzen Schaube schlang sich eine schwere goldene Kette, an der ein goldenes Kreuz hing, ein Zeichen seiner Würde. Lautlose Stille herrschte in dem Zimmer, straff und fast regungslos saßen die Herren auf den hochlehnigen Stühlen; sorgenvoll waren sie stets in den letzten Jahren gewesen, wenn sie auf diesen Stühlen gesessen, denn die Zeiten waren ernst und schwer, das wußten sie am besten; aber wie der Not zu steuern, das wußten sie kaum noch zu sagen. Heute aber waren sie besonders ernst gestimmt, denn Ottorab Deterding hatte ihnen Eröffnungen eigener Art gemacht. Und jetzt fuhr dieser fort:

„Ihr wißt es, hochachtbare Herren und gute Freunde, wie viel ich auf diesen Mann gehalten, sein offener Sinn, seine Gewandtheit in Geschäften mannigfachster Art, seine ruhige Haltung in den schwierigsten Lagen, mit welcher er auch uns ältere Männer oft

beruhigt, haben mir ihn lieb und wert gemacht. Gern möchte ich ihn auch jetzt noch schützen, aber ich kann es nicht, das Wohl der Stadt verbietet es mir."

"Und doch ist es nicht unmöglich, daß er schuldlos," warf der Rathherr Johannes Mercklin ein, ein Patricius der Stadt und ein milde denkender Mann mit vollem, rötlichem Gesichte. "Das einzige Ueberführungsstück ist dies Schreiben und dieses kann ein Falsum sein."

"Vielleicht auch eine Stilübung!" sagte der Bürgermeister bitteren Tones. "Es handelt sich vorläufig auch nicht darum, was möglich, sondern was wahrscheinlich ist; aber wahrlich, euer Glaube an die Unschuld dieses Verräters muß ebenso unbegreiflich erscheinen, wie die Schlaueit, mit welcher ein Schelm dieses Schriftstück untergeschoben haben müßte."

"Unergründlich ist das menschliche Herz und unerfindlich sind oft die argen Gedanken, die aus demselben kommen," sagte Mercklin ruhig; "schwer wird es mir, an die Schuld dieses Mannes zu glauben, und wäre es mein Erzfeind gewesen, ich würde ihm meine Achtung nimmer versagt und an einem ehrlichen Wort nimmer zu deuteln versucht haben."

"Bedenkt doch, hochverehrter Collega," fuhr Otterab Deterding eifrig fort, "unter welch' mächtigem Einfluß der Mann gehandelt. Er will heiraten und auf seine durch die Kriegszeit geschmälerte Einnahme, wie auch auf die lumpigen Heller des alten Birkhofer hin konnte er das nicht. Die Not hat schon manch' einen besseren Mann schlecht gemacht."

"Ich gebe dem Herrn Bürgermeister Recht," rief mit schriller Stimme Joachim Jasper, der Worthalter, ein kleiner, hagerer Mann mit spitzem Gesichte und herabhängenden Backen, so daß er anzusehen war, wie ein Hamster, "ich gebe ihm Recht, denn ich frage mich,

woher nimmt der Herr Notarius das Geld, seine vielen Ausgaben zu bestreiten. Lange schon ist mir dieses auffallend gewesen, jetzt aber habe ich des Rätsels Lösung."

"Gebet wohl Acht, hochgeehrte Herren," erklärte Ottorab Deterding mit beifälligem Nicken, "wie der Notarius sich benehmen wird, wenn ich ihn auf diese verfängliche Sache anrede. Der schuldlose Mann wird ruhig bleiben bei solcher Anklage, aber der schuldige wird unter ihrem Gewichte zusammenbrechen."

"Auch der Schuldlose verliert die Fassung, wenn man ihm solch' unerhörten Frevel zur Last legt; diese Zeichen trügen!" warf Mercklin wieder ein, und gerade wollte der Bürgermeister eine heftige Entgegnung machen, als Konrad von Wölfsingen eiligen Schrittes in das Ratszimmer trat.

Er verneigte sich vor der Versammlung und sagte mit unterwürfiger Stimme:

"Die hochachtbaren, hochgelahrten Herren vom Räte haben mich beschieden, damit ich Bericht erstatte über das neue Steuerproject, mit dessen Vorlage ich geneigtest betraut war."

"Ganz recht, ganz recht," erwiderte Ottorab und erhob sich. "Wir haben bereits auf Euch gewartet, Herr Notarius."

"Und dennoch glaube ich nicht, mich verspätet zu haben, Herr Bürgermeister," bemerkte Konrad höflich.

"Das wollte ich damit nicht sagen," versetzte dieser, "und hättet Ihr Euch verspätet, es wäre verzeihlich. Man ist nicht immer Herr seiner Zeit," fuhr er mit spöttischem Tone fort, indem er Konrad musterte, "und wer, wie Ihr, so große Sorgfalt auf seinen Anzug und sein wohlgescheiteltes Haar verwendet, könnte sich wohl mal verspäten."

Die Röthe des Unmuths stieg in Konrad's Gesicht. Ottorab fuhr fort und seine Worte klangen verlegend:

„Ihr tragt ein feines flandrisches Tuch und echte Brokatseide, woher nehmt Ihr das Geld dafür, verdient Ihr es selbst, oder giebt es Euch der Großvater Eurer Braut?“

Joachim Jasper kicherte leise; Konrad aber kämpfte seine Entrüstung mühsam nieder und entgegnete scharf:

„Wenig geziemt es Euch, mich also zu fragen; frage ich Euch doch nicht, womit Ihr die seideneu Schleppkleider und die sammetnen Schnürmieder bezahlt, mit denen Euer holdselig Töchterlein sich seit langen Jahren kleidet.“

Verblüfft sahen die Rathsherren bei dieser Rede auf ihren Bürgermeister, und dieser schrie heftig:

„Das Recht zu fragen, müßte ich auch Euch bestreiten, ich aber hatte Grund zu meiner Frage, denn Ihr steht in kaiserlichem Solde! Leset das und verantwortet Euch.“

Er hielt ihm ein Schreiben hin; Konrad las es; er wurde bleich, aber er blieb ruhig, kaum zitterte das Blatt in seiner Hand.

„Ein Bubenstück!“ sagte er dumpf und warf das Schriftstück auf den Tisch, „wie kam dies Blatt in Eure Hand?“

„Zwischen den Steuerlisten in Eurer Actenmappe fand es sich, und wie es dorthin gekommen, werdet Ihr wohl zu enträtseln wissen,“ versetzte Ottorab Deterding.

„Der Schein zeugt gegen mich,“ hub Konrad nach kurzem Besinnen an, und sein Auge überslog ruhig die Versammlung, „aber ich darf hoffen, hier nicht nach dem Scheine gerichtet zu werden.“

Und wieder ergriff er das Blatt und las sinnend die Zeilen.

„Ist es mir doch, als ob ich die Schriftzüge schon gesehen,“ sagte er, „aber mein Gedächtniß verläßt mich bei der Schwere der Beschuldigung; ich muß mich später verantworten. Euch aber, meinen hochachtbaren Herren, schwöre ich —“

„Genug des frechen Spiels,“ herrschte der Bürgermeister ihn an, belastet Eure Seele nicht noch mehr; glatt seid Ihr, wie ein Kal, das wissen wir, aber wenig werden Eure flauen Ausreden Euch nutzen. Ich frage Euch, wollt Ihr ein offen Geständnis hier ablegen?“

„Ich habe die That nicht geübt und kann nichts bekennen,“ erwiderte Konrad kurz.

„So verhafte ich Euch im Namen des Gesetzes wegen fast handhafter That!“ rief Ottorab Deterding und bewegte die Glocke. Meister Kreckthaus erschien auf der Schwelle.

„Ihr habt kein Recht, mich zu verhaften,“ rief Konrad mit bebender Stimme; „erst weiset mir einen Haftbefehl von Hochgräflicher Kanzlei, der ich unterstellt bin!“

„Hochverrat! — ich verantworte, was ich thue!“ donnerte der Bürgermeister und winkte dem Schergen.

„Wage es nicht, mich anzurühren!“ fuhr Konrad den Stadtknecht an und griff nach seinem Degen, aber mit zäher, gewandter Kraft hatte der Knecht ihm bald die Schellen angelegt und wollte ihn abführen.

Noch einmal wandte sich Konrad zu den Rathsherren. „Ist Keiner unter Euch,“ fragte er bitter, „der gegen dieses gesetzlose Verfahren Widerspruch erhebt?“

Keine Antwort kam aus dem Kreise, auch Mercklin schwieg; und hoch aufgerichtet, mit verächtlichem Blick auf die Versammlung verließ Konrad den Saal.

„Er hat Eure Kunst zu Schanden gemacht, Bürgermeister,“ sagte Mercklin, als Konrad draußen war, „ich meine, so hätte sich ein Schuldiger nicht benommen.“

„Derartige Zeichen trügen oft, wie Ihr selber vorhin bemerktet!“ entgegnete Ottorab Deterding und hob rasch die Sitzung auf.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Verhaftung Konrad's in der Stadt verbreitet, sie bildete das Tagesgespräch und fürnehmlich in den vielbesuchten Gast- und Herbergirstuben redete, stritt und zankte man über Schuld oder Nichtschuld des Notarius. Und wie es bei derartigen Anlässen zu geschehen pflegt, prüfte und wägte man den Ruf und den Wert des Mannes, zog man ans Licht, was irgend heranzuziehen war, an kleinen Begebenheiten aus dem alltäglichen Leben des Verdächtigen. Die Eitelkeit und das hochfahrende Wesen des Notarius wurden vor Allem aufgedeckt, und wie es eine Neigung der Menschennatur ist, eher an die Schuld, als an die Nichtschuld eines Angeklagten zu glauben, erachteten die Meisten den früher so geachteten Mann für schuldig.

Eine aber wies den Gedanken an die Schuld Konrad's mit stolzer Entrüstung von sich, und diese Eine war Wendelin. Sie wußte, Konrad konnte die That, deren man ihn beschuldigte, nicht begangen haben, sein ehrlicher, offener Sinn, sein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht konnten den Plan zu solcher That nimmer in ihm aufkommen lassen; aber mit einem sie fast erschreckenden Gleichmut nahm sie die Kunde von der Verhaftung Konrad's auf; war es denn möglich, daß ihr die traurige Schickung, die den Geliebten und sie mit ihm betroffen, nicht mehr zu Herzen ging? Hatte sie sich selbst belogen mit dem Glauben an ihre Liebe zu Konrad, hatte sie sich getäuscht in den lautesten Empfindungen ihres Herzens? Schwer lasteten

Fragen und Vorwürfe auf ihr, als sie einsam an dem Bette ihres Großvaters saß und angstvoll auf die schweren Atemzüge des ahnungslos Schlummernden horchte. Konrad war schuldlos; aber wer war es denn, der ihm den Makel angehängt, wer war es, der ihm die Schlinge geknüpft und gelegt hatte; sie dachte zunächst an Jobst bei der Frage, aber mit scheuer Hast wies sie auch diesen Gedanken zurück, und es wurde ihr klar, furchtbar klar, daß sie es eher über sich vermochte, Konrad für einen Schuldigen, als Jobst für einen Verworfenen zu halten. Sie drückte ihre heiße Stirn, ihre brennenden, thränenlosen Augen in das kühle Kissen zu Häupten ihres Großvaters; „wahre dir den Frieden der Seele, er kommt abhanden, ehe der Mensch sich dessen versieht“, hatte Jobst gesagt; und er war ihr abhanden gekommen, aber ohne ihr Verschulden hatte sie ihn verloren, und das tröstete sie in ihrem Leide, das beruhigte ihre geängstigte Seele.

Ernst und in sich gekehrt saß am Abend des Tages der schwedische Wachtmeister Harten in seinem Quartier. Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er beim Abendessen zu großem Kummer der Frau Walte seinen Teller bald zurückgeschoben. „Meine liebe Frau Walte,“ hatte er gesagt, „es liegt mir Etwas schwer im Magen, und ich weiß nicht, was es ist; aber essen kann ich nicht mehr; auch Euer trefflich Bier behagt mir heute Abend nicht, ich will Jochen aussenden, daß er mir eine Kanne Wein hole.“ Und jezo saß er der emsig strickenden Wirtin gegenüber, sprach der Kanne gewaltig zu und war wortkarg. „Solche Tage kommen bei mir selten, aber sie kommen doch, wo mir die Welt düster erscheint und wo ich eifrig bei mir erwäge, ob es nicht besser gewesen, ich hätte meine Heimat nimmer verlassen,“ sagte er endlich, nach langem Schweigen. „Nur wenn ich Euch betrachte, meine liebe Frau Engel Dorothea

Walte, will es mich oft bedünken, als hätte ich nicht ganz so thöricht gehandelt; wisset, Ihr könntet für eine Schwedin gelten, blau und tief sind Euer Augen, wie die schwedischen Seen, und Euer Haar hat goldenen Schein, wie die Sonne in Södermanland. Aber wie lange wird es währen, so muß ich auch dieses Scheines darben, denn mein Arm ist wieder heil und ich muß zur Fahne zurück.“

Tief beugte sich die Frau auf ihr Strickzeug, als wäre ihr eine Masche entfallen.

„Diesen letzten Becher aus der Kanne trinke ich Euch zu, verehrte Frau,“ fuhr Harten fort, „und als ein Zeichen, wie treu und ehrlich ich es meine, leere ich ihn auf einen Zug. Und nun schlaft wohl und träumt schöne Geschichten; mir liegt es wie Blei in den Gliedern, ich will zur Ruhe gehen; es wird morgen schon besser sein.“

Nachdem er solchergestalt sich verabschiedet, stieg er schweren Schrittes die Treppe hinauf, trat in seine Kammer und schloß das Fenster. Draußen vor der Thür saß Jochen Stahlhut seelenvergnügt bei seinem Dünnbier und summt das Lied von den drei Fohlen. Mit großer Genugthuung hatte er von der Verhaftung des Notarius vernommen, er betrachtete sie als sein Werk und nebenbei war er stolz darauf, der Mitwiffer eines Geheimnisses zu sein, das außer ihm und dem Wachtmeister Niemand wußte.

„Glückliche Menschen,“ murrte der Wachtmeister als er Jochen gewahrte, „sie denken nicht, sie handeln nur, und das Denken, gerade das Denken und die Gedanken nach geschener That zumeist, dabei wird der Mensch mürbe. Es ist eine klägliche Geschichte,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „wenn der Teufel in einem Menschen los ist und auf das Gewissen loshaut, wie auf eine durchlöcherete Trommel, und ein übel Ding ist

es, wenn ein alter Wachtmeister die Borsehung spielen will, und ich thue das nimmer wieder. Und nun vollends diese äußere Ruhe, verrückt könnte man darüber werden; ich gehe fort, morgen am Tage, übermorgen wollen wir mal sagen, und wenn die Frau Walte eine Stimme hätte wie eine Sirene; das kann den armen Konrad an den Galgen bringen, vielleicht wird er auf das Schwert begnadigt." Und bei diesem letzten Worte schief er ein. Und es sollte mit seiner Abreise geschehen, wie er gesagt. Am folgenden Freitag, in später Nachtstunde, hielt ein Reiter mit zwei schäumenden Rossen vor dem Oberen Thore der Stadt. Es regnete heftig und es währte lange, bis der verschlafene Thorwächter heraustrat. „Reinhold Wollbrand, von den Kniephausen'schen Lanzeniren," fuhr der Reiter den Wächter an, „commandirt, den Wachtmeister Harten und den Landsknecht Jochen Stahlhut dem Regimente wieder zuzuführen."

Der Wächter glaubte den Worten und der Reiter trabte durch das Thor; es war Jobst Johanning. In Oldendorf, wo er gelegen, hatte er von der Verhaftung Konrad's gehört; wie an alle anderen Städte der Grafschaft, hatte man auch von Stadthagen aus an Bürgermeister und Rat in Oldendorf fürsichtigerweise einen reitenden Boten gesandt, der über den mit dem Capitän Baur geplanten Landesverrat Bericht erstatten und die Stadt zu großer Sorgfalt vor etwaigen Folgen warnen sollte. In der Herberge hatte Jobst den Boten getroffen, er hatte ihn beim Becher ausgefragt über Alles, was ihm zu wissen not that, sofort hatte er die ganze Sache nach Ursprung und Verlauf durchschaut, und jetzt war er gekommen, um Konrad um jeden Preis zu retten. Oben an der Straße stieg er vom Pferde und führte beide Rosse langsam in die stets geöffnete Scheune des Kaspar Filthans am Markte.

Er wußte genau Bescheid in dem Raume, und für die dort schlafenden Knechte hatte es nichts Auffallendes, daß in später Nacht noch ein Fremder ankam. Er schnallte einen Mantel vom Sattel los und verließ mit ihm die Scheune; wie eine Katze schlich er an den Häusern entlang nach dem Rathause, kletterte über das Hofthor und eilte hinter das Rathaus, unter das Fenster der Zelle, in der, wie er wußte, Konrad untergebracht war. Das Fenster war geöffnet, aber es lag sehr hoch und war schwer zu erreichen. Jobst stand einen Augenblick ratlos; die Frühlingsnacht war warm, es regnete noch immer in Strömen und vor dem sinkenden Monde flatterte leichtes Gewölk. Er legte den Mantel an die Mauer des Rathauses, warf sein Oberkleid ab und versuchte an dem Strebepfeiler unter dem Fenster emporzuklimmen; aber die Wand war noch neu und glatt und seine Mühe vergeblich. Wieder stand er ratlos, dann ergriff er einen am Boden liegenden Stein, steckte ihn zu sich und versuchte die Pforte einer dem Zellenfenster gegenüber liegenden Scheune zu öffnen. Es gelang; vorsichtig tastete er nach der Treppe, die in die oberen Räume führte, er fand sie und nach langem, angstvollem Suchen und Tappen im Finstern, das er ab und an durch entzündeten Schwamm, den er anblies, spärlich erhellte, gelangte er unter das Dach der Scheune. Dort deckte er leise einige Ziegel ab und befand sich nunmehr dem Zellenfenster gegenüber. Dann klang es wiederholt wie ein Eulenschrei von seinen Lippen, aber Konrad hörte nicht, er schloß den Schlaf des Gerechten. Jobst zog den Stein hervor, und knüpfte ihn an eine feste hanfene Schnur, die er mitgebracht; dann warf er den Stein in die Zelle und gleich darauf trat Konrad an das Fenster.

„Knüpft die Schnur fest, ganz fest!“ rief Jobst, „ich lasse sie alsdann los und Ihr klimmt daran hinunter.“

„Gebt Euch keine Mühe, ich erwarte mein Urtheil und fliehe nicht!“ erwiderte Konrad mit unterdrückter Stimme.

„Unsinziger!“ murmelte Jobst, „das habe ich mir gedacht. Eure Braut schickt mich her,“ rief er heiser, „und wenn Ihr nicht zu mir kommen wollt, muß ich zu Euch kommen. Bei Eurer Seelen Seligkeit beschwöre ich Euch, knüpft den Strick fest.“

„Grüßet Wendelin, aber sagt ihr, fliehen könne ich nicht.“

„Es kann Euch einmal bitter leid thun,“ rief Jobst wieder, „daß Ihr einer Sterbenden den letzten Wunsch versagt habt.“

Jetzt band Konrad die Schnur in einen eisernen Ring am Fenster und rief „der Strick ist fest.“

Und nun begab sich unerhörtes. Jobst band den Strick mit dem anderen Ende um eine Dachsparre, schnitt denselben unter dem Knoten ab, band sich den Rest der Schnur um den Leib und einen Moment später schwebte er über dem Abgrunde. Langsam schaukelte er in dem unsicheren Mondlichte an dem Stricke auf das Zellenfenster zu, die Dachsparre bog sich und knarrte unter der Last, aber Sparre und Strick brachen nicht und nach wenigen Minuten hob sich Jobst auf das Fensterbrett.

„Guten Abend, Konrad,“ sagte er zu dem erschrockenen Freunde, „lieber Geselle, du machst mir viel Sorge und halsbrechende Arbeit.“

„Jobst, bist du das?“ fragte Konrad scheu.

„Ja, ich bin es,“ lachte Jobst, „und ich wollte dich holen, in der sicheren Voraussetzung, daß dich der Teufel noch nicht geholt haben würde.“

„Liegt Wendelin im Sterben?“ forschte jener angstvoll.

„Nein,“ erwiderte Jobst, „das habe ich gelogen, um deinen Starrsinn zu brechen. Aber nun schnell hinaus in die Luft und die Freiheit! Armer Kerl, sie haben dich schlecht hier behandelt, denn unschuldig bist du doch, das brauchst du mir nicht zu versichern, und unverdient hast du die Kerkerluft geschnappt.“

Er hatte währenddem den Rest der Schnur, den er um den Leib getragen, in dem Ringe befestigt und die Schnur, die fast den Boden erreichte, hinabgelassen. „Nun schnell hinunter, ehe die Stadtknechte aufmerksam werden!“ drängte er.

„Nein,“ sagte Konrad entschlossen, „ich will nicht fort, ich will mein Urteil ruhig erwarten.“

„O, du größter Esel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation,“ brummte Jobst, „gelüftet es dich so sehr, die schöne Welt von dem Galgenholze aus mit schielendem Auge zu betrachten? Ich sage dir, der Galgen für dich ist bereits fertig, ich habe das in Oldendorf vernommen von dem Boten des Rats zu Stadthagen, und glaube mir, ich hätte es nicht so eilig gehabt mit dem nassen Ritt von Oldendorf und mit der Luftfahrt, die ich eben vor deinen Augen unternommen, wäre es nicht fast Matthäi am Letzten gewesen.“

„Nicht umsonst haben wir zusammen den Plato gelesen,“ sagte Konrad mit gedämpfter Stimme, „wir wissen, was Sokrates that, als seine Freunde ihn retten wollten — er blieb im Kerker.“

„Wohl hast du den Plato gelesen, aber unnütze Lehren hast du daraus geschöpft,“ entgegnete Jobst mit unwilligem, heiserem Tone. „Sokrates starb für seine Idee, er mußte sie besiegeln mit seinem Tode, du aber willst sterben, weil der hochwohlweise Rat dich irrtümlich einer That für überwiesen hält, die du nimmer gethan, merkst du den Unterschied nicht? O du Thor,

dich und mich bringst du um mit deiner Weisheit, und dein Leben gehört nicht einmal mehr dir, deine arme Braut hat ein Recht darauf. Bring' mich nicht zur Verzweiflung, Konrad; du wirst einst gerechtfertigt wieder in diese Stadt heimkehren, wenn du mir folgst; ich beschwöre dich, laß dich hinunter."

"Geh du voran!" bat Konrad.

"Daß ich ein Narr wäre!" sagte Jobst, "wäre ich unten, würdest du mir wieder deinen Plato an den Kopf werfen."

Jetzt griff Konrad nach dem Stricke und nach wenigen Momenten war er unten. Jobst folgte, eilig hüllten sich Beide in ihre Mäntel, kletterten über die niedere Pforte des Rathhofes und waren bald in der Stallung des Kaspar Filthans.

"Lege dich hier bei diese Pferde," flüsterte Jobst, "in einer halben Stunde hole ich dich ab." Konrad that, wie ihm geheißen und Jobst schlich sich auf den Hof der Frau Walte. Bald hatte er Jochen Stahlhut im Stalle ermuntert und ihm die nötigen Unterweisungen erteilt. Er sollte den Wachtmeister wecken, Beide sollten sich binnen einer halben Stunde mit ihren Pferden marschfertig machen; der Witwe Walte sollten sie sagen, Reinhold Wollbrand solle sie holen zu dem Regimente, und dann sollte Jochen Acht geben, wenn zwei Reiter die Straße heraufkämen, sobald er dies vernommen, sollte er durch das Niedere Thor aus der Stadt reiten. Als Jochen Alles gehörig eingeschärft war, schlich Jobst davon.

Kurz und traurig war der Abschied, den der Wachtmeister von der Frau Walte nahm. Durch das Schlüßelloch der Kammer rief er ihr einige Herzensworte zu und erläuterte ihr den Sachverhalt. Das betrübt Weiblein bat ihn, vor seiner Rückreise nach Schweden doch noch einmal vorzusprechen, und Harten

versprach das willig. In einer halben Stunde war Alles reisefertig. Als die beiden Reiter die Straße heraufkamen, trabte Jochen sachte an ihnen vorbei, dem Niederen Thore zu. Der Wachtmeister schloß sich stumm den beiden Reitern an. Sie ritten an das Obere Thor.

„Reinhold Wollbrand meldet sich ab mit dem Wachtmeister Harten und dem Landsknecht Stahlhut,“ sagte Jobst zu dem Thorwärter; dieser öffnete das Thor und die drei Reiter sprengten hindurch. Quer über die Felder kam Jochen geritten und stieß zu ihnen, das Rettungswerk war gelungen und leichten Herzens ritten die Männer der Weser zu.

„Das ist Alles ganz gut und schön, Kinder,“ sagte der Wachtmeister, als die Pferde im ruhigen Schritt gingen; „wir Vier wissen genau Bescheid von Allem, aber was sagen wir morgen, wenn wir zu unserer Kumpanei kommen.“

„Du hast Recht, Alter,“ erklärte Jobst, „man muß auf seiner Hut sein; sicher wird man uns in einigen Tagen zur Verantwortung ziehen, wenigstens dich und Jochen, denn der Rat von Stadthagen wird uns ausfragen lassen. Aber nicht umsonst habe ich den Namen Reinhold Wollbrand angenommen. Der wirkliche, echte Reinhold Wollbrand ist heute Morgen nach Stolzenau auf Urlaub gegangen, weil sein Vater gestorben. Sagt nur, er habe euch in meinem Auftrage abgeholt und in Gellendorf habe er euch verlassen und euch sein Pferd übergeben, weil er den Weg bei den unsicheren Straßen ohne Pferd und in bürgerlicher Kleidung habe gen Stolzenau fortsetzen wollen. Ich will euch schon herausreißen, und wenn sie bei Wollbrand nachfragen, verrät er uns nicht, denn er weiß Bescheid. Ich selbst aber bin ohne Urlaub von Oldendorf fortgeritten.“

„Wenn wir an die Landwehr in Westendorf kommen,“ fuhr Jobst fort, „bleibt ihr zurück und ich reite voraus. Eine Stunde später kommt ihr nach und führt das Pferd Wollbrand's, auf dem Konrad reitet, am Zügel. Du aber, Konrad, mußt dich einige Tage in der Gegend umhertreiben, bis wir vor Hameln sind; du darfst die Stadt Oldendorf nicht betreten, es wäre gefährlich; sind wir vor Hameln, dann melde dich bei mir, ich werde dafür Sorge tragen, daß du bei meinem Fähnlein eingestellt wirst. Mußt dich in die Zeiten schicken, vielleicht währt es ja nur kurze Zeit, bis du, gerechtfertigt, in dein früheres Amt und in die Arme deiner Braut zurückkehren kannst.“

„Das kann lange währen,“ seufzte Konrad, „denn der Bösewicht, der mir dies Leid angethan, wird sein stille sitzen und die Wahrheit wird so bald nicht ans Licht kommen. Noch eins habe ich auf dem Herzen, Jobst,“ fuhr er mit gepreßter Stimme fort, „ich muß dir Abbitte thun wegen schlimmen Verdachts, den ich anfangs, wenn auch nur kurze Zeit, gegen dich gehegt. Ich dachte mir, du habest das verfängliche Schriftstück, aus gewisser Ursache, untergeschoben, um mich zu verderben; nun stehst du hoch erhaben über dem Verdachte, und ich möchte dich bitten, mir meine niedrige Gesinnung zu vergeben.“

„Laß' es gut sein, Konrad,“ sagte Jobst, „ich nehme dir das nicht übel! Und hier hast du einige Goldstücke, sie werden reichen, bis wir uns in Hameln sehen, kannst mir später von Stadthagen aus das Geld wieder erstatten. Und nun ist es genug mit dem Reden, wir müssen scharf ausgreifen lassen, wenn wir die Landwehr noch vor hellem Tage erreichen wollen.“

Er setzte die Sporen ein und in wilder Hast schnob die Kofse auf der Landstraße dahin.

Höchlich erstaunt warm an am Morgen des folgenden Tages in der festen, wohlansehnlichen Stadt Stadthagen, als man die Stricke gewahrte, die an dem Fenster der Zelle befestigt waren, die Konrad inne gehabt, und als man weiter gewahrte, daß der Vogel entflohen. Unter weidlichem Raisonniren stritt man darüber, aus welcher Ursache der Strick nach der Scheune gespannt war, da der eine auf den Boden herabhängende doch völlig zur Flucht genügt haben mußte. Und trotz aller klugen Reden blieb die Sache unaufgeklärt, denn daß ein Mann an dem dünnen Stricke von der Scheune aus in die Zelle gelangt sei, schien Niemandem glaubhaft, wäre ja auch unnötige Mühe gewesen. Darüber aber waren Alle einig, daß ein guter Freund dem Notarius werthtätige Hilfe geleistet haben müsse. Zunächst lenkte sich der Verdacht auf den Mann, der den Wachtmeister Harten und den Landsknecht Stahlhut abgeholt hatte. Aber es war an und für sich unwahrscheinlich, daß Kniephausen'sche Leute gegen ihr eigenes Interesse einen Mann hätten retten sollen, der mit dem Spitalmeister Baur conspirirt, auch versicherte der Wächter am Oberen Thore hoch und teuer, er habe den Mann, der sich als Reinhold Wollbrand ausgewiesen, den Wachtmeister und den Landsknecht Stahlhut ganz genau erkannt, ehe er sie durchgelassen. Vollends aber schwand der Verdacht, als man vernahm, daß zur selbigen Zeit noch ein vierter Reiter die Stadt durch das Niedere Thor verlassen, der sich, wie der etwas trunckfällige Wächter mit unsicherer Haltung vorgab, Jochen Stahlhut genannt hatte. Dieser war offenbar der Flüchtling gewesen, und man stellte eifrig Nachforschungen nach ihm in der Richtung gen Hannover an. Nur die Witwe Walte hatte ihre eigenen Gedanken bei der Sache, denn der Abschied ihres Wachtmeisters war ihr doch gar zu

flüchtig und seltsam erschienen. Aber sie behielt ihre Gedanken weislich für sich.

V.

Schnell ändern sich im Leben die Geschehnisse der Menschen und in ewiger Stetigkeit bleibt nur der Wechsel. Rasch, wie ein Knabe das Nest der emsig bauenden Schwalbe von der Mauer, an der es haftet, herabstößt, reißt eine unsichtbare Hand hier ein Wohnwesen nieder, um es dort wieder aufzubauen.

In dem Garten an dem Münchhausen'schen Renthause blühten die Rosen an den Hecken, aber die Hand war fort, die dort der Rosen gewartet, der wilde Wein wucherte um die kühle Gartenveranda, aber es war Niemand da, der sich des Schattens hätte erfreuen mögen.

Der alte Birkhofer war gestorben; er hatte von all' dem Unheil, das Wendelin betroffen, nichts mehr erfahren; sanft war er hinübergeschlummert in den ewigen Frieden, und Wendelin hatte ihm die müden Augen zgedrückt. Sie stand nun einsam in der Welt, denn ihre entfernten Verwandten waren ihr fremd, und es war Keiner gekommen, sie aufzusuchen und sie in ihrem Leide zu trösten. Auch von Konrad hatte sie nichts vernommen, seit er entflohen; jeder Brief von ihm hätte ihn dem wachsamem Räte, der auch auf Wendelin ein scharfes Auge hatte, verraten können. Aber Wendelin sehnte sich nach einem teilnehmenden, liebenden Herzen und sie dachte an eine alte, gute Frau in Rinteln, die sie allezeit lieb gehabt und die immer gar freundlich gegen sie gewesen. Und diese Frau war die ehrliche, treue Küsterwitwe Johanning, die Mutter Jobst's. Wendelin hatte an sie geschrieben und mit offenem Herzen hatte die Alte geantwortet, sie möge zu ihr kommen, auch ihr Better, bei dem sie

wohne, werde die alte Bekannte herzlich willkommen heißen. Wendelin hatte ein kleines Vermögen, das wußte der Better, und er hatte einen erbarmenden Sinn für alle Leute, die Geld hatten. So war Wendelin wieder nach Rinteln gekommen, und es war ihr ein Trost, daß sie dort war, konnte sie doch mit der guten Frau Johanning über alles Vergangene, über Alles, was ihr einst lieb gewesen, reden, in dem sicheren Gefühle, verstanden zu werden. Und auch für die alte Frau war es ein unschätzbare Gewinn, Wendelin bei sich zu haben; manche, manche Stunde redeten die Beiden von Jobst, von seinem unbändigen, heftigen Wesen und guten, treuen Gemüthe, und allgemach wandte sich das Herz der Mutter, trotz aller Gegenrede des Betters, seiner Neigung gemäß dem Sohne wieder zu. Seit Jahren war die arme Frau keinem Menschen begegnet, der ihr Gutes über ihren Jobst gesagt hätte; jetzt endlich hatte sie wieder Jemanden gefunden, der ihm das Wort redete, und sie glaubte diesem Worte so gern, nachdem sie ihren einzigen Sohn so lange nur Sünder und Todtschläger hatte nennen gehört.

Nachdem die Universität in Rinteln aufgehoben für die Dauer des Krieges, waren die Hörsäle in Spitalzimmer für die verwundeten Soldaten umgeschaffen; dort walteten die beiden Frauen in frommem Dienste an den Betten der Kranken, und sie fühlten sich heiter und zufrieden in ihrer wohlgefälligen Wirksamkeit. Jobst und Konrad waren inzwischen seit Monaten bei der schwedischen Armada vereint; seit sie sich, wie Jobst geplant, vor Hameln getroffen, waren sie nicht von einander gewichen; sie hatten Westfalen durchzogen, hatten lange vor Pippstadt gelegen, bis die Stadt zur Uebergabe gezwungen war, und zogen nun wieder auf Bückeberg zu, wo sie sich mit dem Obristlieutenant Wiegreve vom Ostoischen Regimente zu gemeinsamem

Zuge verbinden wollten. Nur auf kurze Zeit waren die Freunde getrennt gewesen; bei der Belagerung Lippstadt's hatte Konrad einen leichten Streiffchuß an der Schulter erhalten, bald darauf hatten die Kaiserlichen, welche die Stadt besetzt hielten, die Waffen gestreckt und waren abgezogen, und Konrad war durch Jobst's Vermittelung in das Haus des Stadtrats von Spiegel gekommen, wo er acht Tage gelegen. Jobst kannte die Tochter des Hauses, die kleine, braunäugige Annette; er hatte sie einst in Kinteln kennen gelernt, wo sie mit denen von Münchhausen auf Besuch gewesen; mit fliegenden Worten hatte er ihr die traurigen Erlebnisse seines Freundes erzählt und sie gebeten, doch ja auf seinen armen Freund ein freundlich-wachsameres Auge zu werfen; und um ihre Sorgfalt zu erhöhen, hatte er ihr verschwiegen, daß Konrad verlobt sei. Annette hatte ihrem gestrengen Herrn Vater Alles mitgeteilt und Konrad hatte eine freundliche Behandlung in dem Hause des Stadtrats erfahren, und als er nach acht Tagen wieder zur Fahne kam, war sein Herz guter Dinge und er sah Alles mit helleren Augen an, denn beim Abschiede hatte ihn der Herr von Spiegel getröstet und ihm versprochen, er wolle sich für ihn verwenden. Konrad war in den wenigen Monden, die er zu Felde gelegen, ein Anderer geworden. Das Geschniegelte und Gebügelte in seinem inneren und äußeren Wesen war in dem Lagerleben völlig von ihm abgestreift, er war ein tapferer, derber Kriegermann geworden, an dem der alte Wachtmeister Harten oft seine helle Freude hatte. Er hatte sich einen krausen, blonden Bart wachsen lassen, und in der bunten Soldatentracht hätte man in ihm schwerlich den ehemaligen Notarius publicus wieder erkannt. Achsel an Achsel stand er als Flügelmann gewöhnlich mit Jobst zusammen im Kampfe, und mochte das Mordgewühl noch so heiß und bunt sein, Jobst

ließ den Freund nicht aus dem Auge. Er suchte ihn zu decken, wie und wo er nur konnte, immer lastete auf ihm der Vorwurf, daß Konrad durch seine Schuld in die Schrecken des Krieges gerissen, und er fühlte die heilige Verpflichtung, ihn gesund seinem früheren Leben und — so bitter ihm der Gedanke auch war — seiner Braut wiederzugeben. Wie das möglich, war ihm vorläufig unklar, denn sich selbst konnte und durfte er nicht verraten, aber sein Ziel behielt er fest im Auge.

Die Kaiserlichen hatten inzwischen Hameln wieder besetzt; längere Zeit hatte der Herzog Georg von Braunschweig vor den Thoren der Stadt gelegen, ohne ihren Widerstand gebrochen zu haben, und nunmehr hatten sich der Graf Merode, der Generalwachtmeister Bönninghausen und der Graf von Gronsfeld verbunden, die feste, aber schwer geängstigte Stadt zu entsetzen; während dem Herzoge die Schweden unter Kniephausen zur Hilfe heranzogen. Es mußte zu einem schweren Zusammenstoße der feindlichen Mächte kommen und es kam bald dazu.

Graf Gronsfeld hatte den Obristlieutenant Wiegrevé aus Bückeburg verdrängt, Merode und Bönninghausen kamen von Minden und am 27. Juni 1633 sammelten sich die verbündeten Schaaren in dem Weserthale zwischen Rinteln und der Arensburg. Bei Oldendorf hatten sich Braunschweiger, Hessen und Schweden zusammengezogen; am Segelhorster Berge ordneten sie ihre Schlachtreihen. Sie wählten dieselbe Schlachordnung, mit der sie die Siege bei Leipzig und Lützen errungen und die der ruhmwürdige König Gustavus Adolphus eingeführt. Die ganze Armee war in zwei Schlachtlinien aufgestellt, vor sich hatten sie die Landstraße nach Oldendorf, hinter sich die schützende Bergkette. An dieser stand das Feldzeug, die „scharfen Lindtein,“ Falkaunen, Quartanschlängen und Hauffnizen,

Die schwedischen Regimenter bildeten das Mitteltreffen, den rechten Flügel bildeten Braunschweiger und Hessen und den kurzen linken Flügel deckte Anton Meier's Dragonerregiment. Kleine Schwadronen Reiterei standen unter dem Fußvolke und unter die Reiterstandarten waren hier und da Compagnien Musketiere verteilt.

Früh am Morgen des 28. Juni rückten über Welsede die Kaiserlichen heran; es hatte die Nacht gelinde geregnet, hell strahlte jetzt das Morgenrot in das von feuchten Frühnebeln durchwogte Thal. Und auch die Kaiserlichen stellten ihre Schlachtordnung jenseits der Landstraße auf; sie waren stärker an Zahl, aber schwächer an grobem Geschütz, und sie hatten offenbar keine Ahnung von dem reichlichen Feldzeuge der Feinde, denn sie wählten die bei offener Feldschlacht übliche Vierecksaufstellung, denen das Geschütz so verderblich werden mußte. Das Haupttreffen befehligten Merode und der Obrist Quaden; dem linken Flügel gegenüber hielten die polnischen und kroatischen Reiter unter Bönninghausen und dem rechten Flügel der Feinde gegenüber commandierte Gronsfeld sein Reiterregiment. Vierzigtausend Kaiserliche waren auf dem Plane, die Feinde waren nur halb so stark. Stundenlang währte es, bis auf beiden Seiten Alles zum Angriff geordnet war.

Hoch zu Roß hielt inmitten der Schlachtlinie der Wachtmeister Harten, neben ihm stand Konrad als Fußsoldat, einige Schritte vor ihnen im offenen Felde hielt Jobst sein Pferd, auch Jochen Stahlhut stand in der Reiterschwadron und ließ das Fähnlein seiner Lanze lustig flattern.

„Ich habe es immer gesagt,“ raunte der Wachtmeister Konrad zu, „zum Tanzen gehört mehr als ein Paar neue Schuhe, zum Schreiben mehr als eine Feder und zum Kämpfen mehr als ein Schwert. Ihr aber, Herr Konrad, habt das Zeug zu Allem, habt Euch

bislang als ein tüchtiger Kriegermann gezeigt und habt heute mal wieder die beste Gelegenheit, Euch als solcher zu bewähren. Wird ein heißer Tag heute; mir ist das Gemüt gegen sonstige Gewohnheit um Weniges bedrückt, ohne nichts Gutes, und sollte mir was Menschliches begegnen, so will ich Euch gebeten haben, grüßt die Frau Walte von mir, wenn Ihr wieder nach Stadthagen kommt, und sagt ihr, daß ich noch vor der Schlacht an ihre schönen Augen gedacht habe. Pst! Pst! ich höre die Lerchen singen, die Schnitterarbeit beginnt!"

Leise wurden hinter der Linie die Signale intonirt; der Wachtmeister drückte seinen Eisenhut fester und rüstete seine Faustrohre, die Landsknechte knieten, warfen die Erde über ihre Häupter hinter sich, legten die Hakenbüchsen in die Schießgabeln und schlugen an. Dann ertönte lautes Geschmetter der Hörner und Zinken von beiden Seiten, und die Furie war los. Laut krachten die Musketen und Büchsen hüben und drüben, dann war es einen Augenblick ruhig, der Pulverdampf hob sich, und von Neuem dröhnten die Salven; die Vordermänner des Biercks der Kaiserlichen sprangen in die Reihen zurück; die schwedischen Schlachtliniensoldaten aber wichen zur Seite, um den hinter ihnen lauernden Feldstücken freien Spielraum zu geben. Wild heulten die Feldschlangen und Karthausen, samt der großen Quartanschlange, die man wegen ihrer starken Stimme die Singerin nannte. Der Dampf wirbelte auf, mächtige Lücken waren in die Reihen der feindlichen Carrés gerissen, aber geschäftig formierten sie sich von Neuem. Die schwedischen Schlachtlinien schlossen sich wieder, die Hintermänner waren vorgesprungen, wie ein Mann bewegten sich die Regimenter; von Neuem krachten die Salven, das frühere Spiel wiederholte sich und die Constabler luden die Feldstücke wieder zu vernichtender Thätigkeit. Die Reiterei auf den Flügeln

sprenge gegen einander an, die Faustrohre knatterten, die Lüneburgischen teilten sich, ein Teil erwartete den Angriff der Gronsfeldischen Kürassiere und der andere sprenge den Viereck bildenden feindlichen Colonnen in die Flanke; aber auch die Bönninghausen'sche Reiterei war ausgeschwärmt, und während die Einen mit den Meier'schen Dragonern hart an einander stießen, suchten die Anderen mit heftigem Anprall die Linien der Feinde zu durchbrechen. Schnell wie feurige Flammen auf dem Heidegrunde fuhren die Polen und Kroaten auf behenden Pferden in die Reihen, aber die Schwadronen, die zwischen dem Fußvolk aufgestellt waren, fielen ihnen in den Rücken mit rascher Schwenkung, sobald sie die Reihen durchbrochen, und mit den Wenigen, die bis an die schweren Geschütze gelangt waren, nahm es die Bedienungsmannschaft auf; das Werfen von Sprenggeschossen aus dem Feldzeuge dauerte fort. Bald hatte Merode das Mißliche der Lage für das Haupttreffen erkannt; der Fernkampf mußte unterbrochen werden, er ließ die Colonnen gegen den Feind anrücken, aber scharf zielten die Landsknechte und die schwedischen Musketiere noch einmal auf den sich nähernden Feind von der Erhöhung, auf der sie standen und abermals lichteten sich die Reihen der Kaiserlichen in grauenerregender Weise. Dann warfen die Fußsoldaten die Feuerwaffen fort und griffen zu Schwert und Kolben. Die Feldstücke der Kaiserlichen waren längst verstummt, ohne daß sie recht zur Geltung gelangt waren; die Lüneburgischen Reiter hatten beim Vorrücken der Regimenter die Besatzung niedergehauen und das Reitergefecht mit den Gronsfeldischen tobte um die Geschütze und jetzt schwiegen auch die Karthausen der Schweden; das Dragonerregiment war geworfen, die Kroaten hatten das Zischen der Feldschlangen zum Schweigen gebracht und nur die Falkonets oben an der Pisiere des Waldes spieen noch

ihre feurigen Garben auf den Feind. Und jetzt fing der Kampf an für die Liguisten günstiger sich zu gestalten; ihre Zahl war trotz der großen Verluste noch immer eine geradezu erdrückende; aber ihre Feinde hatten auf der Anhöhe eine günstigere Stellung und das erkannte Bönninghausen. Polen und Kroaten umritten die Linien, sie sammelten sich zum Angriff, fielen dem Feinde in den Rücken und drängten ihn von der Anhöhe hinunter. Weiter in's Thal hinab wälzten sich die Heerhaufen, bis dicht an das Ufer der Weser wogte die Schlacht, heiß entbrannte der Einzelkampf, mit verzweifelter Mute, in heilloser Erbitterung stritten Reifige gegen Reifige, Fußsoldaten gegen Fußsoldaten. Ueber Haufen von Leichen und Verwundeten stampften die Kasse und schritten die Hallpartire und Pikenire hinweg; kochende Wut im Herzen und heiße Mordlust im Auge suchte sich ein Jeder das ihm sich bietende Opfer. Es wurde Nachmittag, es wurde Abend, immer noch tobte unentschieden der Kampf; da durchlief die Schaaren der Kaiserlichen die Kunde, daß Merode verwundet und der Obrist Quaden gefallen; und noch einmal loderte die unbändige Kampflust in den Heerhaufen auf; die Erbitterung der Liguisten stieg bis zur Raserei, schon neigte sich das Kriegsglück ihnen zu, da schmetterten aus der Gegend von Rinteln her Hornsignale und in die fast ermatteten Schaaren fuhr der Obrist-Lieutenant Wiegrevé mit schwedischer Reiterei. Wilde Panik ergriff die kaiserlichen Truppen, in ungeordneter Flucht stoben sie auseinander; nach Obernkirchen und Minden zu eilten die Fliehenden. Schwerverwundet eilte der Graf Merode mit weniger Gefolgschaft über die Hofwiese an Bückeburg vorüber; er schrie nach einem Trunk Wasser und sendete nach einem Bader, aber ehe der Bader zur Stelle, floh er weiter nach Minden, wo er am folgenden Tage seinen Wunden erlag.

Groß war die Niederlage, welche die Kaiserlichen erlitten; über siebentausend tapfere Männer deckten den Kampfplatz. Aechzen und Stöhnen der Verwundeten drang in die stille Nacht, und über das Schlachtfeld huschten suchende Kriegersleute, Krankenträger und lamentierende Mönche mit Fackeln und Windlichtern

Dicht am Ufer der Weser lag Jobst Johanning; er hatte neben Konrad bei sinkender Nacht im Kampfe gestanden, nachdem ein polnischer Reiter sein Pferd niedergestochen. „Halte dich immer dicht neben mir, bald hat die Schlacht ein Ende,“ hatte er Konrad zugerufen, als er die Wiegrevé'schen Signale vernommen; da war ein feindlicher Rottenführer herangesprungen und hatte zum Stoße gegen Konrad ausgeholt, und Jobst hatte den Bedrohten mit seinem Leibe gedeckt und der Rottenführer hatte ihm das Sponton in die Brust gestoßen. Nun lag er an dem sich abflachenden Ufer des Stromes; mühsam hatte er sich dorthin geschoben, noch war er trotz heftigen Blutverlustes seiner Sinne Herr. Er band sein Sacktuch an die Spitze seines Degens und tauchte es in die Flut, gierig sog er das Wasser aus dem Tuche, dann riß er sein Koller auf, preßte das nasse Tuch auf die blutende Wunde und schnallte es, mit Ausbietung seiner letzten zähen Kraft, mit seinem Bandelier über der Wunde fest. Ein Mönch mit einem Windlichte eilte vorüber, bemerkte ihn und bot ihm die Feldflasche. Jobst setzte die Flasche an die Lippen und zog sie schein zurück.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Bruder Franziscus,“ stöhnte er; „Ihr solltet nach Fug und Recht nicht Wohlthat, sondern Rache an mir üben, denn ich bin es, der Euch in der Stube des Professors Gisenius mit der Klinge über die Tonsur gehauen hat.“

„Die Rache ist mein, ich will vergelten!“ spricht der Herr,“ erwiderte der Mönch, „ich will Euch

vor Eurem Ende nicht zürnen, der Herr segne Euch! Trinkt nur!"

"So nehme ich den Trunk zur Versöhnung," sagte Jobst leise und leerte die Flasche.

"Ich muß wohl thun an Jedermann, vor Allem aber an des Glaubens Genossen," entschuldigte der Mönch und eilte hinweg.

Jobst lehnte sich zurück; er schaute in den klaren Sternenhimmel. „Tandem, tandem, pax aeterna!“ seufzte er tief und seine Sinne schwanden.

Männer mit einer Bahre und einer großen Hornlaterne kamen über das Feld, Konrad und der Wachtmeister waren darunter.

"Hier muß er liegen," sagte Konrad, "hier, wo das Boot am Ufer liegt, ich habe mir die Stelle genau gemerkt. Sie suchten im Kreise und fanden Jobst. Der Wachtmeister kniete an ihm nieder. „Jobst!“ rief er, — der aber rührte sich nicht. „Jobst!“ rief er nochmals, und die Thränen liefen ihm über die Backe. „O, du lieber Himmel, ich armer, armer Kerl, nun könnt ihr mich auch begraben!“

"Es ist noch Wärme und Leben in ihm," sagte Konrad und legte ein nasses Tuch auf Jobst's Stirn, "nur schnell fort mit ihm, ehe es zu spät ist."

Sie legten ihn vorsichtig auf die Tragbahre und schafften ihn von dem Schlachtfelde hinweg.

Es war spät in der Nacht, als der Wachtmeister und Konrad am Collegienhause zu Rinteln anklopften und mit ihrem Verwundeten Einlaß begehrt. Sie hatten Jobst selbst hergetragen vom Kampfplatze, sie hatten die Tragbahre dem Fuhrwerke vorgezogen, damit das Stoßen des Wagens dem Kranken nicht verderblich werde. Bereitwillig nahm man sie in Rinteln auf und bald lag Jobst auf einem reinlichen Bette inmitten anderer Verwundeter, die Aerzte stellten Wiederbelebungsversuche

aller Art mit ihm an und Konrad stand mit dem Wachtmeister am Lager. Da schritt eine der Krankenpflegerinnen, eine schlanke, jugendliche Gestalt, sorgsam überall umschauend, durch die Reihe der Betten des weiten Saals. Am Lager Jobst's blieb sie stehen, sie spähte durch die Gruppe der geschäftigen Männer nach dem Kranken, ihre Kniee zitterten und wankten, sie taumelte auf das Bett zu und mit dem bangen Aufschrei „Jobst!“ brach sie an dem Lager zusammen, sie barg ihr Antlitz in die gefalteten Hände und preßte die Stirn an die Lagerstatt. Der Kranke schlug bei dem Schrei die Augen auf, um sie gleich wieder zu schließen. Konrad umschlang die Schluchzende und zog sie empor; fremd und wie geistesabwesend sah sie ihn an, dann sank sie am Bette wieder zusammen. Da wurde es Konrad klar, daß dieses Weib ihm nicht mehr gehöre, daß diese ringende, jammernde Seele nie sein Eigen gewesen, und er beugte sich milde zu der Weinenden und flüsterte: „Fasse dich, Wendelin, so Gott will, wird dein Jobst dem Leben und — dir zurückgegeben!“

VI.

Am Tage der Heimsuchung Mariä hielt im Feldlager vor Hameln der Pastor Nikolaus Baring eine Dankpredigt für die herrliche und hochansehnliche Victorie, welche Gott dem Herzog Georgen zu Braunschweig und Lüneburg und der Krone Schweden gnädiglich verliehen. Mit hinreißenden Worten redete der Mann, Stille herrschte rings im Lager, die Regimenter lagen auf den Knieen und am Schlusse der Predigt scholl, gehoben von dem Klange der Feldmusik, der Choral „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu der leuchtenden Sonne empor.

Und zu derselbigen Zeit erwachte in einem sauberen Stüblein des Collegienhauses zu Rinteln der Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning aus langem Schläfe.

Erstaunt sah er sich um; der Wachtmeister Harten saß an seinem Lager, schräg fielen die Sonnenstrahlen in das geöffnete Fenster und draußen sangen die Vögel.

„Welchen Tag haben wir heute, Schnurre?“ fragte er.

„Es ist Sonntag heute!“ erwiderte Jener.

„Vor wie viel Tagen war die Schlacht bei Oldendorf?“ forschte Jobst weiter.

„Vor drei Tagen,“ sagte der Alte kurz.

„Und ist Konrad heil aus der Schlacht zurückgekehrt?“

„Jawohl. Er ist hier in Kinteln.“

„Kinteln,“ flüsterte Jobst, „in Kinteln wohnt meine Mutter, Sorge nur, Alter, daß sie es nicht erfährt, daß ich hier bin, ich will sterben, ohne daß sie es weiß. Schnurre,“ fuhr er fort, „an der Ecke der Kirche, nach Südost, liegt mein Vater begraben, Sorge dafür, daß ich dort in aller Stille eingescharrt werde.“

„Hoho, so weit sind wir noch nicht!“ brummte der Alte; „deine Mutter ist schon hier gewesen,“ platzte er heraus, „und noch heute Morgen hat sie mir diese Suppe gebracht.“

„Diese Suppe?“ sagte Jobst, „zeig’ sie mal her, ich möchte so gern nach den langen Jahren mal wieder essen, was die gute Frau gekocht hat.“

Er richtete sich mühsam etwas auf, betrachtete die Milchsuppe, als lägen lauter seltene Münzen darin, und aß einige Löffel voll.

„Es ist dieselbe Suppe, die ich lange Jahre jeden Morgen gegessen,“ sagte er und legte sich wieder zurück, „schade, daß alles Uebrige anders geworden.“

Der Alte schwieg. Jobst redete bald laut, bald leise vor sich hin, und man wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Sonntag!“ flüsterte er wehmütig, „es ist wieder Sonntag! Hüte dich, mein Sohn, vor anderen mehr;

denn für dich und für mich sind die Tage gekommen, von denen wir sagen müssen, sie gefallen uns nicht. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden und Wolken wiederkommen nach dem Regen; ehe denn der silberne Strich wegkomme und die goldene Quelle verlaufe und der Eimer zerleche am Born und das Rad zerbreche am Born; zur Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern und sich krümmen die Starken und finster werden die Gesichter durch die Fenster; denn der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Wachtmeister," fuhr er auf, "sage Konrad, wie die scheußliche Geschichte mit dem Briefe zusammenhängt und zeuge für ihn beim Räte von Stadthagen."

"Ist bereits geschehen," beruhigte der Alte, "bin bei dem Räte dieser Stadt gewesen, und Konrad hat uns Alles vergeben."

"So fahre ich veröhnt von hinnen!" sagte Jobst, "denn daß ich bei Gisenius den Kriegsknecht erstochen — die rasche That wird mir Gott nicht so schwer anrechnen, wie es die Menschen gethan."

Eine alte Frau am Stabe wankte in das Zimmer; der Wachtmeister winkte, sie solle zurücktreten, aber Jobst hatte sie gesehen.

"Mutter!" seufzte Jobst mit schwacher Stimme, "kommst auch du wieder zu mir, zu dem lange Verlorenen? Gieb mir den Segen, den du beim Abschiede für mich aufbehalten."

Ruhig trat die alte Frau an das Bett; reden konnte sie nicht, aber sie legte die welke Hand auf das Haupt des Sohnes und ihre Lippen bewegten sich leise.

Jobst traten die Thränen in die Augen. "Sei nur zufrieden, Alte," sagte er, "wir bleiben jetzt zusammen."

Ich werde bald wieder gesund sein, ich bin ein Medicus und weiß, daß mich diese Wunde nicht umbringt."

"Setz' dich hierher, an meine Seite," fuhr er fort, „und erzähle mir was, mit deiner lieben Stimme, die ich so lange nicht gehört habe; nur in meinen Träumen habe ich sie oft vernommen“ — und dann redete er wieder irre Worte im schlimmen Wundfieber.

An der geöffneten Thür standen Konrad und Wendelin, und als sie hörten, wie Jobst in seinen Phantasien immer von Wendelin redete, sagte Konrad leise: „Ihm gehörst du, oder Niemandem; ich gebe dir dein Wort zurück und entsage.“ Und der Annette von Spiegel liebliches, lachendes Bild trat vor seine Seele und er fügte hinzu: „Mach' dir keine schweren Gedanken um meinetwillen, denn so es der Herr fügt, werde ich ebenso glücklich mit einer Anderen, wie Jobst mit Dir.“

Und der Herr fügte es in seiner unerforschlichen Gnade. Jobst genas, langsam, aber sicher. Und es war ein Tag im Spätsommer, als ein reitender Bote des Grafen Jobst Hermann dem Lieutenant und Feldmedicus Johanning den Begnadigungsbrief überbrachte, den Konrad für ihn erwirkt. Die Morgenluft strömte in das Fenster der Krankenstube, und am Fenster stand Jobst mit dem Gnadenbriefe und Wendelin hing an seinem Halse; vor ihnen aber standen die Frau Johanning und der Wachtmeister. Jobst aber war es zu Sinne, als seien die Weihnachtsgengel vom Himmel auf die Erde gekommen, mit Flöten und Geigen und allerlei Hymnenklang; und er umarmte die lieben drei Menschen in überströmender Lust, mit thränendem Auge und dankerfülltem Herzen.

Am Nachmittage dieses Tages aber schritt der Wachtmeister Harten über Steinbergen gen Stadthagen. Auf der Höhe vor der Stadt, über dem Schnatwinkel, saß er gegen Abend und blickte auf die Stadt. Sein

Herz war eigentümlich beklommen, als er die Häuser sah, und er überlegte, ob er nicht besser thue, er kehre wieder um. Dann griff er nach den Sommerfäden, die in der Luft umherslogen, „Altweibersommer!“ brummte er und setzte seinen Weg fort.

Erschrocken ließ die Frau Walte ihr Strickzeug fallen, als ihr alter Pflegling mit den Worten „Guten Abend, liebe Frau Walte,“ in ihr Stüblein trat.

„Wollte Euch vor meiner Abreise nach dem Schwedenlande doch Lebewohl sagen!“ fuhr Harten fort, „denn es würde mir schwer, ohne Abschied zu scheiden.“

„So wollt Ihr wirklich fort?“ fragte die überraschte Witwe.

„Ja!“ sagte die Schnurre, „aber bis morgen wollte ich bei Euch bleiben, damit ich Euch meinen Dank genugsam aussprechen kann.“

Vieles hatten sich die Beiden zu erzählen, von ihren Erlebnissen seit dem flüchtigen Abschiede des Wachtmeisters, und Harten berichtete über Alles genau, als sie beim Abendessen saßen, und er schloß seinen Bericht, nachdem er einen scharfen Trunk aus dem Zinnbecher gethan, indem er die Nutzenanwendung der Geschichte zog.

„Meine liebe Frau Walte,“ sagte er, „glaubt es mir, es gibt Verhältnisse und Fügungen im Leben, bei denen auch dem an Seltsamkeiten gewöhnten Manne der Verstand still steht, und bei denen auch die zumeist verrostete Kriegsgurgel ein Lob- und Preislied anzustimmen versucht wird; darum soll der arme Mensch nicht verzagen und nicht murren, denn alle seine Weisheit ist eitel. Ich aber freue mich, daß vor meiner Abreise Alles so gekommen ist.“

„Aber warum wollt Ihr denn jetzt gerade fort in Euer kaltes Land, jetzt, wo es Winter wird?“ fragte die Frau.

„Warum ich fort will in mein kaltes Land? Weil Niemand hier ist, der mich hält; Jobst heiratet, da bin ich überflüssig geworden.“

„Ihr redet immer nur von Eurem Jobst,“ sagte die Frau Walte, „als ob es nicht auch andere Leute in deutschen Landen gäbe, die Euch ungern scheiden sehen.“

„Meint Ihr das,“ fragte Harten schmunzelnd, „könnt Ihr das versichern, verehrte Frau, könnt Ihr mir darauf die Hand geben?“

„Ja, das kann ich,“ erwiderte die Frau verlegen, „alle beiden Hände, wenn Ihr wollt!“

Und sie streckte dem Wachtmeister die Rechte über den Tisch entgegen, der ergriff sie und rief: „Ihr habt es gesagt und jetzt lasse ich diese kleine Hand nicht wieder fahren und müßte ich sie gegen zehntausend Kaiserliche verteidigen.“

Er sprang auf, nahm die glückselige Frau in seinen tapferen Arm und drückte einen schallenden Kuß auf ihre Lippen.

„Jetzt bleibe ich hier,“ rief er, „und sie mögen in Schweden sehen, wie sie ohne mich fertig werden. O, ich glückliches Menschenkind, daß mir in meinen alten Tagen dieses noch passieren muß!“

Das Ende der Geschichte ist kurz; Jobst zog mit seiner Mutter und seiner Braut in das Münchhausen'sche Renthaus zu Stadthagen, und es war eine kleine fröhliche Doppelhochzeit, die bald in dem Hause gefeiert wurde. Jobst hatte den Wachtmeister, der es sich nicht nehmen ließ, an demselben Tage seine Hochzeit zu rüsten, nebst der Frau Wachtmeisterin, verwitweten Walte, und ihrer Freundschaft eingeladen. Es war ein heiterer, ungetrübter Tag, am Abend wurde sogar ein Tänzchen gemacht und spät in der Nacht griff Harten selbst zur Geige, um sich solchergestalt auf seinen zukünftigen,

lustigen Beruf vorzubereiten. Dann aber sagte er: „Kinder, ich bin so müde wie am Tage nach der Schlacht bei Oldendorf und gehe heim. Seid noch recht vergnügt miteinander!“

Konrad war nicht auf der Hochzeit, er war nach Kinteln verzogen und nach Jahresfrist heiratete er das Fräulein Annette von Spiegel aus Pippstadt. Er hatte noch lange einen leichten Groll gegen den Rat von Stadthagen. Jobst aber blieb er in rechter Treue zugethan sein ganzes Leben lang.

Jochen Stahlhut ist nie seßhaft geworden; als „frumber Landsknecht“ wollte er leben und sterben, und auf welchem Kampffelde er geblieben, hat Keiner erfahren.

* * *

Dies ist die Geschichte von der schönen Wendelin; hoch stand mein Herz in Freude, als ich sie fand und die auseinanderlaufenden Fäden zusammenwob im Jahre des Heils 1881; und ich habe dieselbe Nutzenwendung daraus gezogen, wie der Wachtmeister Ehren Harten.

So es dich aber bedünken will, geneigter Leser, als könnte manches feiner, stil- und geschmackvoller geschrieben sein, so wollest du gütigst bedenken, daß ich dieses in den heißen Nachmittagen des August geschrieben, in denen auch der wortgerechtere Mann sich leichtlich eines lapsus linguae oder calami schuldig macht, und wer weiß, wie Alles gekommen wäre, hätte ich nicht in einem kühlen Gärtlein schattige Bäume zu Häupten und einen kühlen Trunk zu Händen gehabt. Vale!



